Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 5 — Marburg i. H., den 3. Februar 1921 — 35. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2 Mark, Ausland 3,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Schweiz 3 Fr., Frankreich 7,60 Fr., Italien 9,50 Lire, England 3 Schill., Amerika 0,50 Doll., Holland 1,60 Guld., Dänemark 3,20 Kr., Norwegen 3,20 Kr., Schweden 2,50 Kr., Japan 1,20 Yen. — Einzelnummer 1 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Der Feuermensch aus dem Herzen des Meeres — Die göttliche Kraft — Strindberg und das religiöse Problem. Erstes Stück — Zur Frage nach der Schuld am Weltkrieg. Ein offenes Wort an Rev. Prof. James Stalker in Aberdeen — Zur inneren Lage des Christentums. Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der Schweizer. Erste Hälfte — Helene Lange — Kirchliche Monatschronik. Katholisch Politisches — Verschiedenes: Der Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst (Achelis); Weihnachten in Japan und China; Zwischen Wellen und Steinen (v. Eckhel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Feuermensch aus dem Herzen des Meeres

4. Esra 6, 2, 1—4, 2

Ich sah, und siehe, da erhob sich aus dem Meere ein gewaltiger Sturm, der all seine Wogen erregte. Ich sah, und siehe, da führte der Sturm aus dem Herzen des Meers etwas wie die Gestalt eines Menschen herauf. Ich sah, und siehe, da flog der Mensch mit den Wolken des Himmels. Wohin er das Antlitz wandte, um zu schauen, erbebte alles vor seinem Blick; und wohin die Stimme seines Mundes drang, zerschmolzen alle, die sein Wort hörten, wie Wachs zerschmilzt, wenn es Feuer spürt.

Danach sah ich, und siehe, da versammelte sich eine unzählige Schar von Menschen aus den vier Windrichtungen des Himmels, um den Menschen zu bekämpfen, der aus dem Meer gestiegen war. Ich sah, und siehe, da schlug er einen großen Berg los und flog auf ihn. Ich aber bemühte mich, Gegend oder Ort zu erkennen, wo jener Berg losgeschlagen war, und vermochte es nicht.

Danach sah ich, und siehe, alle, die sich gegen ihn versammelt hatten, ihn zu bekämpfen, gerieten in große Furcht, wagten aber dennoch den Kampf. Und siehe, als er den Ansturm der Schar kommen sah, da erhob er keine Hand, ergriff auch kein Schwert noch irgend eine andere Kriegswaffe, sondern ich sah nur dies, wie er aus seinem Munde etwas wie einen Feuerstrom entsandte, von seinen Lippen Flammenhauch und von seiner Zunge Sturmfunken schleuderte. Alle diese vermischten sich zumal: Feuerstrom, Flammenhauch und gewaltiger Sturm. Das fiel auf den Ansturm der Schar, die zum Kampf bereit war, und verbrannte alle, sodaß plötzlich von der unzähligen Schar nichts weiter zu sehen war als Aschenstaub und Rauchdunst. Und ich sahe, und staunte.

Danach sah ich den Menschen vom Berge herabsteigen und eine andere friedliche Schar zu sich rufen. Und es nahten sich ihm Gestalten vieler Menschen, die einen fröhlich, die andern traurig, einige gebunden, die andern frei. H G

Die göttliche Kraft

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28

Wir sind der Meinung, daß alles wahre und haltbare Glück nur wachsen kann aus jener ewigen Tiefe, die alles Leben trägt und speist und die in unserem eigenen Innern sich die Stätte geschaffen hat, wo sie als Geist zum Geist, als Seele zur Seele spricht. Denn wie wollten wir hier auf dieser Erde, in all dem Wirbel der Dinge, Triebe und Leidenschaften, umringt und umstellt von der Wildnis der sich widersprechenden Meinungen und Glücksrezepte, klar und sicher unseren Lebensweg gehen und unser Lebensziel nicht verfehlen, wenn nicht tief im Innern unseres Herzens eine Stimme wohnte, die uns leitet und regiert, die ihr Ja spricht zu allem Guten, die ihr Nein spricht wider alles Böse, die uns tröstet und zur Kraft aufruft in schweren Tagen und uns zur Dankbarkeit und Bescheidenheit einlädt, wenn Sonne und Erfolg uns grüßen.

Was auch das Aeußere bedeuten mag und bedeutet, wie auch die Verhältnisse das Leben erleichtern oder beschweren, das Wichtigste im Leben muß doch ein jeder von uns selber und zwar von innenher zum Leben hinzubringen. Denn was auch das Leben von außenher an uns heranbringen mag, sicherlich weiß keiner von uns, was es an ihn heranbringen wird. Wir haben das äußere Schicksal nie ganz in unseren Händen.

Aber was auch komme, entscheidend für uns selber wird es nur durch die Art, in der wir es aufnehmen; und daß wir alles Aeußere, was es auch sei, nie als den Lebenssinn, sondern als ein Lebensmittel betrachten und verarbeiten, darauf kommt alles an. Wir müssen es umsetzen in ein Inneres. Das aber vermögen wir nur, indem wir es religiös aufnehmen und in allem, was kommt, ein Entgegenkommen Gottes selber schauen.

Kommt nun die Freude zu mir und der helle Sonnenschein, so soll ich sie mit dankbaren Händen empfangen und durch Dankbarkeit alles in Adel und Herzensreinheit tauchen. Kommt aber der Ernst des Lebens und das Dunkel böser Zeit, dann soll ich wissen, daß aller Ernst nur Aufgabe für den Menschenwillen und alles Dunkel nur eine große Frage Gottes an die Menschenseele ist: Zeig nun, ob du Licht in dir selber hast, um von innenher alles zu durchleuchten!

Und das ist möglich. Es ruht die göttliche Kraft in der Tiefe unserer Seele, es ruht in ihr der göttliche Funke, der, wo er zu voller Leuchtkraft kommt, alles zu durchleuchten und zu durchsonnen vermag, Leid und Not, Sünde und Tod, und was es sei. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." K K

Strindberg und das religiöse Problem

Nachdem Strindberg schon in der letzten Vorkriegszeit sich mehr und mehr die führenden deutschen Bühnen erobert hatte, hat er inzwischen auch die Gunst des deutschen Lesepublikums sich gesichert. Die Münchener Verlagsanstalt Georg Müller, die seit fast zwei Jahrzehnten mit ihrer mehr als vierzigbändigen Gesamtausgabe seiner Werke*) sich großzügig für den schwedischen Dichter einsetzt, versendet zur Zeit von den gelesensten Bänden die 25.—33. Auflage, und das trotz den durch die derzeitigen Verhältnisse bedingten außerordentlich hohen Preisen und trotz der Konkurrenz andrer Uebersetzungen.

*) August Strindbergs Werke, Deutsche Gesamtausgabe. Unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer vom Dichter selbst veranstaltet. 1. Dramen, 15 Bände (von denen 2 noch ausstehen); 2. Romane, 5 Bände; 3. Novellen, 3 Bände (von denen 1 noch aussteht); 4. Autobiographische Lebensgeschichte, 5 Bände; 5. Gedichte (noch nicht erschienen); 6. Wissenschaft, 8 Bände (von denen 3 noch ausstehen). München bei Georg Müller.

Schon dieser Umstand allein sollte die um die Seele ihres Volkes Besorgten aufmerken lassen, von den literarisch Interessierten, die Strindbergs Dichtungen zum Teil leider doch nur vom Hörensagen kennen, ganz zu schweigen. Denn daß es sich hier um ein leicht eingehendes und stellenweise stark gewürztes Lesefutter für die sensationslüsterne Menge handle, wird doch nur der behaupten können, der gelegentlich einmal eine der manchmal flüchtig hingeworfenen Novellen des um das tägliche Brot ringenden Tagesschriftstellers in die Hände bekommen hat, aber das Lebenswerk des größten schwedischen Dichters nicht zu überschauen vermag. Wer dagegen vor dem Umfang und der Fremdartigkeit dieses Werkes nicht zurückschreckt, der wird alsbald gestehen müssen, daß hier in der Tat neben anderen selbst religiöse Werte verborgen liegen, freilich in einer Form, die zu ihrer Würdigung vollste Voraussetzungslosigkeit des Betrachters verlangt. Eine solche Unvoreingenommenheit, die den Dichter weder unter- noch überschätzen möchte, ist vor allen Dingen aber da vonnöten, wo Strindberg seinen Tag von Damaskus erlebt, wo er sich plötzlich einem Bibelglauben zuwendet, der gleichwohl seine Religiosität eher hemmt als fördert.

1

Genau besehen verläuft auch Strindbergs Entwicklung in einer großen Linie, so wenig auch der Dichter selber eine solche überhaupt hat anerkennen wollen. Schon das Elternhaus wird bestimmend für ihre Richtung. Wir brauchen den schmerzhaft vibrierenden Ton, mit dem der Dichter übertreibend sich selber als „Sohn einer Magd“ bezeichnet, nur mitfühlend in uns nachklingen zu lassen, um zu verstehen, wie die schiefe Stellung, in die der Vater durch seine ungleiche Heirat die Familie versetzt hat, auch in dem Kinde nur allzu früh eine dissonierende Lebensstimmung zum Erklingen bringt. Nur allzu früh empfindet der intelligente Knabe die Widersprüche des Lebens und fällt in dem instinktiven Bestreben nach Ausgleich von einem Extrem ins andere: Zeiten pietistischer Selbstaufgabe wechseln mit solchen egozentrischer Brutalität. Vielleicht wären diese Ausschwingungen seiner leidenschaftlichen Seele weit weniger gefährlich geworden, hätte nicht die Natur auch die sinnlichen Triebe ungewöhnlich früh und stark in ihm entwickelt. So aber kann es nicht ausbleiben, daß die Not seiner Seele ihn in allen Sackgassen und Schmutzwinkeln des Lebens umherhetzt, bis er in einem illusionslosen Sarkasmus das Heilmittel findet, das ihn vorübergehend aufatmen läßt. Und da er die Bedürfnisse der Anderen den eigenen ohne Bedenken gleichsetzt, so kommt er notwendig schon früh zu einem vernichtenden Urteil über die Wahrheitsliebe und Moralität seiner Zeitgenossen, die diese Bedürfnisse zu leugnen und so ihre Kultur auf erheuchelten Voraussetzungen aufzubauen scheinen.

Scharfblick wird denn auch die Eigenschaft, die Strindbergs geistiger Physiognomie das Gepräge gibt. Alle andern Qualitäten, die man seinem Denken mit Recht sonst noch einräumen mag, sind dieser einen gegenüber fast negativer Art. Sie räumen die Hemmungen hinweg, unter denen menschliche Erkenntnis sonst zu leiden hat. Gerade dadurch aber schaffen sie ihm die Möglichkeit, die Gebrechen unseres ganzen gesellschaftlichen Getriebes so auszuspähen und in ihrem innersten Zusammenhange zu erkennen, wie sie ihm vor allen Andern gegeben war.

Allein der Weg zum Tribunal der gewagtesten Gesellschaftskritik wäre ihm vielleicht weniger leicht geworden, hätte nicht die gesamte Zeitstimmung der 70 und 80er Jahre ihn auf dieser Bahn vorwärtsgetrieben. So aber forderten die Maßstäbe, die die hochentwickelten Naturwissenschaften für die Beurteilung der Naturvorgänge gewonnen hatten, gleichsam dazu heraus, sie auch an die gesellschaftlichen Zusammenhänge anzulegen. Und es war daher auch nur natürlich, wenn diese Kritik nicht sonderlich liebevoll, bescheiden und behutsam zu Werke ging. Selbst wenn Strindberg persönlich eines jeden Hanges zur Brutalität bar gewesen wäre, so hätte die Zeitstimmung schon genügt, seine Kritik ins Extrem zu treiben.

Aus diesem Zusammenhange erklärt sich denn auch, wenn man umgekehrt Strindberg neuerdings zu feiern unternimmt als den Propheten unserer Zeit, der wie kein anderer das Ringen unseres Zeitalters nach Erkenntnis des Weltzusammenhangs zum Ausdruck bringe.*) Kein Zweifel, daß er die ganze Rätselhaftigkeit des Menschenlebens in sich erfahren und mit einer Bewußtheit erfaßt hat wie vielleicht kaum ein Anderer. Und auch das Spezifische unseres modernen Weltzustandes hat in ihm eine Spiegelung erfahren, die zum wenigsten das Problematische unserer gesamten Kulturverhältnisse ins hellste Licht rückt. Wie wenig Andere leidet gerade er mit wachen wunden Sinnen an den Widersprüchen, die ihm mit quälender Aufdringlichkeit den Weg verlegen, wohin er sich auch wenden mag. Denn nicht die sozialen und politischen Fragen allein sind es, an denen er sich abmüht wie tausend andere seiner Zeitgenossen, auch die ethischen und religiösen Probleme quälen ihn, und nicht weniger die rein wissenschaftlichen, deren tiefe Bedeutung als Weltanschauungsfragen ihm dauernd vor Augen steht. Wenn er, wie bekannt, ungezählte Stunden seines Lebens damit vergeudet, Gold machen zu wollen, so leitet ihn dabei nicht der banale Wunsch, auf bequeme Weise seine Schulden loszuwerden, sondern die Grundfrage der chemischen Wissenschaft nach der Existenz unverwandelbarer einfacher Körper.

Allein gerade diese Nüchternheit des Urteils scheint jeglichem Künstlertum zu widerstreben. Wir werden an sich nur schwer begreifen, wie ein solches Denken dem künstlerischen Empfinden noch die Möglichkeit gibt, bereichernd und gestaltend einzugreifen. Und in der Tat wäre Strindbergs herbe künstlerische Eigenart trotz aller Fülle und Kraft doch vielleicht verkümmert, hätte nicht gerade der neuaufkommende Kunststil des Naturalismus ihm die Möglichkeit der Entfaltung geboten. Gerade dadurch aber, daß dieser den Künstler nötigt, auf die Elemente des Lebens zurückzugreifen und sich sein Weltbild völlig neu zu gestalten, hat er der Gestaltungskraft Strindbergs freie Bahn geschaffen. Beide, naturalistischer Kunststil und Strindbergs Künstlertum, sind daher aufs stärkste einander verpflichtet. Denn Strindberg hat vergolten, was er hier empfangen hat. Er hat, noch gleichzeitig mit Zola und lange bevor in Deutschland die neue Strömung im sogenannten „konsequenten Naturalismus“ ihre Verkörperung erfahren hatte, in Dramen und Romanen Musterbeispiele der neuen Art geschaffen und ihre Wesenheit für weite Kreise ans Licht gerückt. Dies gilt vor allem von dem Erstlingsroman „Das rote Zimmer“, mit dem er schon 1877 ein pointilistisch und doch kraftvoll zusammengefügtes Spiegelbild der ihn umgebenden Stockholmer Großstadtkultur zu geben wußte, und von ein paar Dramen, wie dem tragisch-furchtbaren „Vater“ und dem vielberufenen „Fräulein Julie“, einem einaktigen Psychogramm, das in seiner Konsequenz unübertrefflich ist.

Freilich, empfehlend im landläufigen Sinne konnten diese leidenschaftlichen Ausbrüche einer rücksichtslosen Wahrheitsliebe kaum wirken. Dazu waren sie zu unliebenswürdig, zumal wenn der schier krankhaft anmutende Strindbergsche Weiberhaß das große Wort führte. Sie verstießen nicht nur gegen liebgewordene Illusionen und Vorurteile, sondern verletzten auch Empfindungen, die selbst der Unvoreingenommene aus Gründen sittlicher Selbstbehauptung sich nicht trüben lassen will. Gerade dadurch aber wirkten sie vielfach sensationell. Und die skandalsüchtige Menge sorgte dafür, daß Strindberg bei allen Wohlmeinenden in dem Maße an Gunst verlor, als er bei den Allzuvielen an Beliebtheit gewann. Er wurde zum Modeschriftsteller. Dadurch aber war für eine tiefere Würdigung auf lange Zeit hinaus der Weg gründlich verbaut. Nicht einmal ein so groß angelegtes Werk wie der 1890 erschienene Roman „Am offenen Meer“, der vielleicht am ehesten geeignet gewesen wäre, in den metaphysischen Gehalt dieser spröden Kunst Einblick zu gewähren, öffnete der zeitgenössischen Kritik das Auge. Man begnügte sich damit, die Prägnanz der großzügigen Naturbilder zu bewundern, die hier allerdings in noch höherem Maße als in den kurz vorher

*) Am eingehendsten versucht dies Hermann Eßwein in seinem geistvollen Buche „August Strindberg im Lichte seines Lebens und seiner Werke“. Mit zahlreichen Bildbeigaben. 315 S. München, Georg Müller. Liefert er auch nicht die ausgeglichene Gesamtdarstellung, die man nach dem Titel erhoffen möchte, so ist seine Würdigung von Strindbergs Lebenswerk dafür doch umso großzügiger und kritischer.

erschienenen „Inselbauern“ die wurzelhafte Echtheit von Strindbergs Naturalismus offenbarten. Und wollte man besonders tiefschürfend erscheinen, so warf man die Frage auf, ob und inwieweit die Konzeption der Hauptgestalt des Romans, des selbstsichern Illusionsverächters Borg, wohl durch die Anknüpfung mit Nietzsche beeinflußt sein könne. Die weit tiefere Frage, wo und wie dieses Herrentum, das vom Dichter bewußt als ein tief tragisches und letzten Endes doch wieder hoch heroisches geschildert wird, seine Grenze findet, scheint nirgends aufgetaucht zu sein. Und doch ist dies die Kardinalfrage. Hier liegt das eigentliche Problem, das Rätsel, das, wenn richtig gelöst, uns vielleicht auch Strindbergs fragwürdigen Weg nach Damaskus leichter verständlich zu machen vermöchte.

Man hebt mit Recht immer wieder hervor, daß Strindbergs große autobiographischen Schriften, in denen er seinen Leidensweg und vor allem die Tragödie seiner beiden ersten Ehen mit rückhaltloser Offenheit der Welt enthüllt, dennoch keine reinen Anklageschriften darstellen. So scharf auch der Autor mit seinen Widersachern ins Gericht geht, der Richter erniedrigt sich doch nie zum parteiischen Kläger. Letzten Endes sind es sämtlich Selbstbekenntnisse, Beichten, nicht nur jene „Beichte eines Toren“, deren Aufrichtigkeiten, die Selbstentäußerung eines Augustin oder Rousseau weit hinter sich lassend, ganz gewiß nicht Sensationslust zur Wurzel haben, wie man das dem Dichter natürlich auch nachgesagt hat, sondern ehrlichen Bekennerdrang. Daß dieser hier wie dort in ziemlichem Maße krankhaft bedingt erscheint, können wir trotzdem ruhig zugeben. Denn ohne die Annahme einer gewissen Hysterie blieben diese Selbstanklagen ebenso unerklärlich wie jene an Verfolgungswahn gemahnenden Anklagen gegen Andere. Erst die Gegenwirkung macht sie vielfach überhaupt erst erträglich. Aber sie gibt ihnen auch ihre innere Größe. Erst dadurch, daß wir die Ausschwingungen dieser leidenschaftlichen Seele in ihrem ganzen Ausmaß überschauen, erkennen wir den Zug verhaltener Resignation, der durch alles hindurch geht und dieser monumentalen Lebensbeichte — sie umfaßt nicht weniger als sieben Werke — das eigentliche Gepräge gibt. So paradox es klingen mag — seinen künstlerischen Reiz verdankt dies so äußerst subjektive Lebensbild seiner Objektivität. Immer wieder kommt die Idee zum Durchbruch, daß allem Weltgeschehen ein unabänderliches Gesetz zugrunde liegt, daß das Leben die beiden Geschlechter nur darum immer wieder aufeinanderhetzt, weil dies wechselseitige Anziehen und Abstoßen allein die Weiterexistenz der Welt zu sichern vermag.

Wesentlich ist, daß diese Resignation nirgends den Eindruck eines stumpfsinnigen Fatalismus erweckt. Der Dichter bemüht sich unablässig, dies Geschehen unter ein Gesetz zu bringen. Wie schwer er mit dem Probleme ringt, zeigt vor allem sein kühner Versuch „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte“, den er selber als die „Skizze zu einem Buch“ bezeichnet. Kommt dieser Vorstoß ins Gebiet des Metaphysischen auch naturgemäß über die Grenzen eines dilettantischen Raisonnements nicht hinaus, so bleibt er doch kennzeichnend für Strindbergs seelische Bedürfnisse, als Ganzes wie im Einzelnen.

Aber je weniger es ihm trotz aller Anstrengung gelingt, das Weltgesetz zu ergründen, desto stärker regt sich in ihm der Drang, es wenigstens gefühlsmäßig zu beherrschen, es in eine künstlerische Form zu zwingen. Daher die überaus starke und doch durch keinerlei äußeren Erfolg aufgemunterte Betätigung als Tragiker. Dies dramatische Schaffen beherrscht vor allem die ganze Frühzeit. Immer wieder müht der Dichter sich ab, tragische Charaktere zu gestalten, die in angespanntestem Ringen mit dem ihnen aufgezwungenen Schicksal elendiglich zu Grunde gehen. Aber auch die Romane kennzeichnet diese stark betonte große tragische Linie von Anfang an. Arvid Falk, der Held des Jugendwerkes „Das rote Zimmer“, das Dank dem starken Auffassen und Anfassen der sozialen Sondergebilde dem Dichter den ersten großen Erfolg bringen sollte, wird trotz allem kraftvollen Sträuben in den Strudel hinabgezogen. Der Held der „Inselbauern“ fällt in die Grube, die ihm die von ihm fast bezwungenen Verhältnisse gegraben haben. Und selbst der Fischmeister Borg, dessen imponierenden Kampf mit der äußeren und inneren Welt der dritte Roman „Am offenen Meer“ uns mit solcher Klarheit überschauen läßt, scheitert doch schließlich an der Unvernunft der wenigen Menschen, in deren Kreis ihn sein Schicksal geführt hat: in hellsichtigem Wahnsinn macht er sich in der sternklaren Weihnachtsnacht hinaus auf das einsame Meer, um der „Allmutter“ für immer ans Herz zu sinken, dem „unerschöpflichen Quell der Fruchtbarkeit und der Liebe, des Lebens Ursprung und des Lebens Feind“.

Vielleicht nirgends wieder hat der tiefreligiöse Schauder, mit dem Strindberg dem Unfaßbaren ehrfurchtsvoll gegenübersteht, eine solch ergreifende Form gewonnen, wie gerade hier, wo Strindberg sein intellektuelles Ebenbild, sein Idealbild, den Kampf mit dem Leben resigniert aufgeben läßt. Aber die Stellung des Dichters zum Lebensrätsel ist vielleicht auch nirgends so greifbar wie hier. Die Teilnahme am Geschick seines Helden hat ihn selber so gerührt, hat ihn so weich gemacht, daß er sein geheimstes Sehnen und Fühlen nicht mehr zurückzuhalten vermag. Gleichsam wider Willen enthüllt er uns sein zuckendes Herz. Und wir — wir stehen bestürzt ob der gehässigen Verachtung, mit der Strindberg in diesem Moment innerster Erregung die christliche Lehre bedenkt.

Es wäre lächerlich, diese bitteren Hohnworte als anempfundene Nietzsche-Reminiszenzen leicht abtun zu wollen. Sie sind ein solch integrierender Bestandteil dieser vielsagenden Schlußpartie, die gleich einer Kuppel das ganze Werk krönt, daß wir schon den Grundriß als unecht und anempfunden ansprechen müßten, wenn wir die Echtheit dieses Gliedes anzweifeln wollten. Denn gerade darin liegt ja das Wesentliche, daß das heroische Pathos, mit dem der Dichter seinen Helden am Weihnachtsabend den Tod suchen läßt, sich auslebt auf Kosten christlicher Lebensstimmung. In scharfer Antithese wird dem „Weihnachtsstern, dem Leitstern nach Bethlehem, wohin drei abgesetzte Könige wallfahrten, um als gefallene Größen ihre Kleinheit in dem geringsten der Menschenkinder anzubeten, das dann der erklärte Gott aller Kleinen wurde“ (S. 309), der Stern Beta im Herkules gegenüber gestellt. Gegen Jesus, „den Vergeber der Sünden, den Abgott aller Verbrecher und Elenden, mit dem alles Böse, welches das bürgerliche Gesetz strafte, entschuldigt wurde“ (S. 805), wird Herkules ausgespielt: „das sittliche Ideal von Hellas, der Gott der Stärke und Klugheit, der die lernäische Hydra mit ihren hundert Köpfen tötete, der den Augiasstall reinigte, die menschenfressenden Stuten des Diomedes fing, der Amazonenkönigin ihren Gürtel raubte, den Cerberus der Hölle entführte, um schließlich durch die Dummheit eines Weibes zu fallen, das ihn aus lauter Liebe vergiftete, nachdem er im Wahnsinn der Nymphe Omphale drei Jahre gedient“ (S. 309). Am deutlichsten aber wird der Gegensatz da, wo Herkules geradezu als Kontrastfigur zu Jesus gekennzeichnet wird, wo er gefeiert wird als der Starke, „der sich nie peitschen oder ins Gesicht speien ließ, ohne wie ein Mann zurück zu schlagen und zu speien“, als „der Selbstverbrenner, der nur durch seine eigene starke Hand fallen konnte, ohne beim Kelch um Gnade zu betteln, . . . der den Lichtbringer Prometheus befreite, selber Sohn eines Gottes und einer menschlichen Mutter, den dann die Wilden zu dem Knäblein einer Jungfrau verfälschten, dessen Geburt von milchtrinkenden Hirten und schreienden Eseln begrüßt wurde“ (S. 309).

Basel-Riehen — Franz Zinkernagel

Zur Frage nach der Schuld am Weltkrieg

Ein offenes Wort an Rev. Prof. James Stalker, DD., in Aberdeen

Selten hat mich etwas so im innersten Gemüt erschüttert wie die Schlußbemerkung in dem Nr. 50 des Jahrgangs 1920 mitgeteilten Artikel im British Weekly vom 21. Oktober: „Was die Christen in Deutschland denken?“ Sie lautet:

Das Schlimmste ist, daß derartige Aufstellungen von Ungerechtigkeiten, die Deutschland erlitten hat (wie sie vom Ausschuß des evangelischen Kirchentags in Dresden in bündiger Form der Genfer Weltkonferenz vorgelegt worden waren — Anmerkung des Verf.), als Gegenrechnung für die ihm zur Last gelegten Verbrechen angesehen werden, mit dem Erfolg, daß es dem deutschen Volksgewissen unmöglich gemacht wird, sein Hauptverbrechen zu erkennen, nämlich, den Krieg gewollt und herbeigeführt zu haben.

Dieses Ansinnen und diese Zumutung an „das deutsche Volksgewissen" beleuchtet wie ein Blitzlicht die tiefe und weite Kluft, die jetzt noch die Christen hüben und drüben trennt und die Anbahnung einer Versöhnung unmöglich macht. Wird darum auch nur eine Spur von Aussicht dafür vorhanden sein, daß ein Wort zur Verständigung drüben gehört und aufgenommen wird? Zumal da dieses Wort zunächst nur die Form eines Protestes gegen diesen Standpunkt annehmen, nicht in die sanftere einer Bitte um besseres, entgegenkommendes Verständnis sich kleiden kann? Ich wähle, trotz aller Bedenken, jene schärfere Form, weil sie die wahrere und reinlichere ist: einen Kampf mit offenem Visier, Auge in Auge.

Und da bestreite ich erstens die Voraussetzung und Grundstimmung, von der diese Zumutung an das deutsche Volksgewissen ausgeht, sodann die kategorische Behauptung von dem Hauptverbrechen des deutschen Volkes selbst, den Krieg gewollt und herbeigeführt zu haben.

1

Die stille Voraussetzung ist die: Das deutsche Volk soll im Sack und in der Asche wegen des von ihm verschuldeten Weltkriegs vor den andern Völkern Buße tun. Rechnung und Gegenrechnung, nämlich der Verbrechen und Greuel hüben und drüben, können diesen Tatbestand nur verschleiern, dem deutschen Volk den Bußernst rauben und sein Gewissen einschläfern. Das ist schlimm, ja „das Schlimmste". Denn erst wahre, völlige, reine Sündenerkenntnis und Sinnesänderung schafft den Boden für ein neues Leben, zumal für die Verzeihung und Versöhnung untereinander. Dies der Gedankengang des englischen Christen in dem obigen Artikel.

Was uns deutschen Christen daran so wehe tut, das ist die Kühnheit, Selbstsicherheit und -zufriedenheit des Gerechten und Korrekten, der Matth. 7, 1 ff. vollständig vergessen hat, der sich zum Richter aufwirft und das, was allein Gottes, des Weltenrichters und Herzenskündigers, der die Völker und die Einzelnen auf seiner untrüglichen Wege wägt, Recht und Amt ist, mit seinen unsicheren, kurzsichtigen Augen und seinen tastenden Händen zu richten und zu schlichten unternimmt. Verlangt man von uns Buße vor Gott, dem Heiligen: wir sind dazu bereit und sofern wir unter dem scharfen, schonungslosen Gerichte Gottes stehen, stehn wir mitten drin. Verlangt man von uns Reue und Abbitte vor Menschen und Völkern, die Sünder sind wie wir, zumal vor England, dann geht uns der Atem aus und kein Wort kommt über die Lippen. Hat denn der Verfasser gar nicht bedacht, hat ihm nicht davor gegraut, daß er mit seiner Zumutung an uns in so bedenkliche Nähe zu dem Pharisäer gerückt ist, daß er sich bei Gott bedankt, daß er mit seinen englischen Christen nicht ist wie andere Leute, besonders nicht wie — dieser Zöllner, der ein Deutscher ist und heißt?

Aber, daß wir auf die Sache selbst kommen und nicht bei Empfindungen und Eindrücken stehen bleiben: läßt sich denn dieser selbstsicheren Voraussetzung und Grundstimmung, von der der Verfasser ausgeht, nichts entgegensetzen, was auch ein englischer Christ anerkennen und bedenken muß und was dieser Voraussetzung, wenn nicht den Boden unter den Füßen wegzieht, (diese Hoffnung wäre wohl zu kühn), so doch soviel billige und geziemende Selbstkritik beifügt oder einflößt, daß sie sich selbst revidiert? In dieser Beziehung möchte ich an die Argumentation des Verfassers eine doppelte Gegenfrage knüpfen. Erstens: Ist es denn das „Schlimmste", daß „Aufstellungen von Ungerechtigkeiten, die Deutschland erlitten hat, als Gegenrechnung für die ihm zur Last gelegten Verbrechen angesehn werden"? Ist das nicht vielmehr ganz natürlich und entspricht dem „Mysterium der Gerechtigkeit"? Sind es nicht Menschen, hüben und drüben, verstrickt in das Weltwesen und in geschichtliche Notwendigkeiten, Menschen und Völker, für die der Weltkrieg zumeist ein Verhängnis war, das über sie kam wie ein ungeheures Naturereignis, wie ein Gewitter, in dem sie aber, eben kraft geschichtlicher Bindungen und Notwendigkeiten, nicht nur passive Zuschauer oder Dulder, sondern aktive Spieler waren, selbst zu tobenden Elementen, zu Blitz und Donner, Stürmen und Orkanen wurden? Hat nicht hüben und drüben die Kriegspsychose ihre Orgien gefeiert, feiern müssen? Und wenn und wo über die Kriegsnotwendigkeiten und -härten hinaus eigentliche „Verbrechen" vorkamen, Unmenschlichkeiten und Greuel, Sünden „mit erhobener Hand", ist nicht auch selbstverständlicher Weise dieses traurige Gebiet dem Gesetz der Rechnung und Gegenrechnung unterworfen, da es hüben und drüben Verbrechernaturen, Verwahrloste, Degenerierte gibt?

Vielleicht ist aber mein christlicher Gegner in England damit nicht zufrieden gestellt, daß ich diese Selbstverständlichkeiten vorbringe, und hält seine Voraussetzung aufrecht, daß es nämlich mit dem belasteten deutschen Volksgewissen noch eine besondere Bewandtnis habe in Bezug auf die Verbrechen im Weltkrieg und hier eine besondere, spezifische Selbsterkenntnis und Reue Platz greifen müsse: etwa in dem Sinne, daß das offizielle Deutschland so und so gehandelt und mißgehandelt habe, daß das deutsche Volk diese Regierung gehabt und geduldet, dieses System gehegt und gepflegt, diesem Militarismus gehuldigt und gefröhnt habe. Das sei das Unverzeihliche! Davon soll nachher die Rede sein. Für jetzt soll nur festgestellt werden, daß vom christlichen Gesichtspunkte aus sich aus dem selbstverständlichen Vorhandensein von Rechnung und Gegenrechnung eine ganz andere Schlußfolgerung nahe legt als die seinige: es ist nichts Schlimmes, sondern etwas Gutes darin; die Kinder im Vaterhause, die sich untereinander gestritten, gebalgt, geschlagen und zerschlagen haben, sollen zur Erkenntnis, zur Vernunft und endlich zum Frieden kommen und sagen: Wie viel mehr oder weniger der Einzelne von uns Schuld trägt als der Andere, das können wir nie ausmachen, das kann allein der Vater im Himmel entscheiden. Wir sollen uns endlich sagen: Wir sind jetzt quitt und sollen die Streitaxt begraben. Dies, sage ich, wäre gerade vom christlichen Standpunkt aus, der nicht bloß inter-, sondern übernational ist, die gegebene Schlußfolgerung.

Aber nun muß ich gleich hinzufügen: Diese Folgerung und Forderung wäre an sich vom christlichen Gesichtspunkt aus das einzig Richtige (und könnte von den Christen in England wohl befolgt werden); was uns Deutsche betrifft, so können wir sie jetzt in Wirklichkeit, auch wenn wirs gerne wollten, nicht erfüllen. Das verwehren uns unsere Feinde mit aller erdenklicher Gewalt, als ob sie es darauf anlegen wollten, den Krieg zu verewigen, die Verständigung zwischen den Völkern nicht auf- und vor allem das deutsche Volk nicht zur Ruhe kommen zu lassen. D. James Stalker, der es so sehr bedauert, daß es dem deutschen Volksgewissen unmöglich gemacht wird, sein Hauptverbrechen zu erkennen, müßte sich ganz allein bei den Führern seines Volks und seiner Verbündeten dafür bedanken, daß dieser Zweck nicht erreicht wird. D. Rade hat ganz recht, wenn er (CW Nr. 50) an Mr. Edgar O. Brightman schreibt: „Es scheint auch unmöglich, daß ein Volk in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, Buße tut. Ausgenommen die Buße, welche die Folter erzwingt. Solange wir noch keinen Frieden haben, solange wir von unseren Feinden ohne Unterlaß mit glühenden Zangen gezwickt und mit Daumenschrauben gepeinigt werden, kann unsere Seele nicht zu dem genesen, was Jesus Christus Buße nennt."

Und das führt uns auf die zweite Gegenfrage an D. Stalker: Hat er sich auch die Mühe genommen, jene sechs Beschwerdepunkte des Ausschusses der evangelischen Kirchen Deutschlands so ernst zu prüfen, so gewissenhaft zu wägen, als sie es verdienen? Wird er nicht allzu leicht mit ihnen fertig, hinter denen ein Meer von Blut und Tränen steht? Ja, ein Meer von Blut und Tränen, wenn wir nur an zwei von diesen Punkten denken: die Versailler Friedensbedingungen und die trotz des Waffenstillstands fortgesetzte Blokade mit der kalt und fühllos verlängerten Hungersnot. Könnte und müßte er nicht wissen, wenn er nur Keynes' Buch darüber gelesen hätte, daß nicht der Friedens-, sondern der Vernichtungswille diese Blutsaugerparagraphen diktiert hat? Und müßte den so leicht hingeworfenen Vergleich mit dem Frankfurter Frieden von 1871, über den sein großer Landsmann Carlyle ganz anders gedacht hat und der wohl streng, aber nicht „schändlich", geschweige mörderisch war, zurückziehen? Würde er nur einmal nach

Deutschland kommen und die wirkliche Lage dieses Volks prüfend ansehen, nicht nur im besetzten, nein, auch im unbesetzten Gebiet, wie sie sich durch dieses raffiniert ausgedachte sogenannte Friedensinstrument gestaltet hat, wie ihm wirtschaftlich, politisch, ja auch physisch und seelisch, endlich last not least — geistig durch entsetzliche Verarmung der Mittelschicht und des bessern Bürgerstandes die Lebensquellen verschüttet, die Lebensadern systematisch unterbunden worden sind, und bis auf weiteres unterbunden bleiben — so würde er sein Urteil revidieren und das Gewicht der Ungerechtigkeiten, die Deutschland erlitten hat, noch ganz anders einschätzen. Ein Beispiel für viele aus dem dunkeln Kapitel der wirtschaftlichen Erdrosselung mit ihren Folgen: Arbeiterentlassungen und Arbeitslosigkeit. Vor einigen Tagen erst war es, da wurde eine Krankenschwester in der Nähe von Stuttgart von einer einsamen Bahnstation in nächtlicher Stunde zum Verbinden eines vom Zug Ueberfahrenen telefonisch berufen. Ich begleitete sie. Da lagen auf dem Bahnkörper zwei Brüder, junge Arbeiter, die entlassen waren und den Tod auf den Schienen gesucht hatten. Der eine, mitten über den Leib durchschnitten, war tot, dem andern die Hand zerfetzt und der eine Fuß überfahren. Zum zweiten Male schon hatte dieser den Tod gesucht. Aus dem Gespräch mit dem armen Selbstmordkandidaten, der offen und aufrichtig alle Fragen beantwortete, aus der Tragödie seines jungen Lebens faßte mich „der ganzen Menschheit Jammer“, insonderheit aber meines Volkes blutiger Jammer an. Und andererseits: hätte der englische Kritiker des deutschen Geisteslebens einen Begriff von der Gefahr der geistigen Aushungerung, des geistigen Darbens, von der unser „Volk der Denker und Träumer“ jetzt allenthalben bedroht ist, er würde sicher sein Urteil revidieren. Mochten wir uns, nach unserem Zusammenbruch, über dem Verwelken der wirtschaftlichen Blüte zuerst damit trösten, daß wir geistig schaffen und uns wieder heraufarbeiten und auf diesem Felde Werte erzeugen könnten, so steht jetzt das Gespenst der Teurung und Ueberteuerung vor den Pforten der Bildung, des Studiums, der geistigen Berufe und bedroht einen großen Teil der Mittelschicht und des Beamtenstandes mit — Proletarisierung! Ja, getroffen sind wir bis ins Lebensmark.

Alles in allem: wenn ich mich sogar auf den Standpunkt des englischen Kritikers stellen könnte und dem deutschen Volke die Hauptschuld am Weltkrieg zuschreiben müßte, so würde mir — auch auf diesem Standpunkt stehend — noch viel mehr grauen vor einem Schmach- und Vernichtungsfrieden wie dem von Versailles, der das Verhältnis von Volk zu Volk nicht nur einmalig stört wie ein offener Krieg, sondern bleibend vergiftet wie ein tötlicher Trank.

2

Aber das ist nun die Hauptfrage: Wie steht es mit der Schuld Deutschlands am Weltkrieg, mit seinem „Hauptverbrechen, den Krieg gewollt und herbeigeführt zu haben“? So aussichtslos es nun scheint, gegen eine so festverankerte Ueberzeugung anzukämpfen, wie sie D. Stalker vertritt, es bleibt kein anderer Weg übrig als der des persönlichen Gegenzeugnisses oder Protestes, dessen Grundlage der Natur der Sache nach nur eine doppelte sein kann: subjektive Wahrhaftigkeit und tatsächliche objektive Gegeninstanzen, die, beiderseitige bona fides vorausgesetzt, auch beiderseits einleuchten können. Demnach soll zuerst schlicht und offen, kurz und einfach davon Zeugnis abgelegt werden, wie das deutsche Volksgewissen den ausgebrochenen Krieg aufgefaßt und innerlich verarbeitet hat, und sodann das offen daliegende objektive Tatsachenmaterial der Geschichte — soweit es überhaupt jetzt schon zugänglich und durchsichtig vorliegt — zur Bestätigung beigezogen werden. Zur Vermeidung von Unklarheiten und Behebung von drohenden Mißverständnissen sind aber zwei Vorbemerkungen unerläßlich.

Erstens eine Bezugnahme auf den Versailler Vertrag. In ihm ist das Schuldbekenntnis von Deutschland schon enthalten! Ja, dieses Schuldanerkenntnis ist die „Rechtsgrundlage“ dieses Vertrags, der darauf seine furchtbaren, bitteren Strafen gründet, wie er denn seinem Wesen nach ein Strafvertrag ist. Und dieser Vertrag ist unterschrieben, also die Schuld anerkannt! Warum ist D. Stalker nicht damit zufrieden und nimmt davon Kenntnis, daß also das deutsche Volk sein Hauptverbrechen erkannt hat? Er tut Recht daran, diesem Schuldbekenntnis nicht zu glauben. Denn es war lediglich durch die Folter erzwungen, durch die Bedrohung mit dem sofortigen Einmarsche erpreßt. Ich stelle also mit Befriedigung fest, daß D. Stalker und mit ihm wohl die meisten ernsten Christen in England dieses Dokument deutschen Schuldbekenntnisses nicht anerkennen. Denn es ist nicht wahr.

Zweitens aber sei betont, daß es sich bei unserer Streitfrage nicht um die Mitschuld, sondern um die Hauptschuld Deutschlands am Weltkrieg handelt, um „sein Hauptverbrechen, den Krieg gewollt und herbeigeführt zu haben“. Mitschuld tragen sie alle, die Völker, die in den Krieg eintraten oder auch hineingerissen wurden. Sie alle nehmen Teil am Weltwesen, das gottlos, mammonistisch, von egoistischen Instinkten durchzogen ist. Und als Staaten und Reiche sind sie korporative Egoismen, also Egoismen in verstärkter Potenz, deren Embleme Löwen, Adler und andere Tiergestalten, deren natürliche Haupttriebe die Selbsterhaltung und der Wille zur Macht sind. Ist das bei einer einzigen der kriegführenden Mächte anders gewesen als bei den andern, etwa bei England anders als bei Deutschland? So stand Volk gegen Volk, Reich gegen Reich vor dem Weltkrieg, so recht auf dem Qui vive-Standpunkt, der nur einigermaßen gemildert war durch den unbewußten Einfluß des Gefühls der Kulturgemeinschaft und des ethisch-religiösen Gefühls der Verantwortung gegenüber der ultima ratio des Kriegs und seiner Schrecken, und bewußt reguliert war durch die Kunst der verantwortlichen Staatsmänner und Diplomaten, die, wenn Menschen guten Willens und mit den nötigen Gaben ausgestattet, auf Jahre und Jahrzehnte hinaus den Frieden erhalten und dem Krieg wehren konnten. Wie es z. B. Bismarck — Freund und Feind ist des Zeuge — vermocht hat. Wenn nun aber einmal die egoistischen Instinkte und Potenzen in einem oder mehreren Völkern einen solchen Grad erreicht hatten, daß die Atmosphäre elektrisch geladen war, wenn zugleich die Diplomaten — seis der eine mehr intellektuell, der andere mehr moralisch — versagten,*) so konnte ein Funke genügen und die Explosion brach aus, der Krieg kam und war das immanente Gericht über die Kulturmenschheit. Es ist daher eine zwar interessante, aber nur akademische Frage, ob er hätte ausbleiben oder vermieden werden können; aber soviel läßt sich, bei ganz unbefangener Würdigung der derzeitigen Stufe der Menschheit, auch der christlichen Völker, und des so geringen Maßes ihrer sauerteigartigen Durchdringung durch das Christentum sagen: er wäre, so oder so, doch gekommen. Das Reich des Friedenskönigs, das ein anderes als der Bau des Völkerbundes ist (der jetzt in Genf errichtet zu werden versucht ward und schon in den Grundmauern solche klaffenden Risse aufweist) ist noch nicht gekommen, die Adventsbitte unseres Friedrich Rückert noch nicht erfüllt:

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

Schon aus dieser prinzipiellen Vorbemerkung, die wohl auch bei unseren christlichen Brüdern in England auf Zustimmung rechnen darf, folgt eigentlich mit zwingender Notwendigkeit, wie unglaublich und innerlich unmöglich die Voraussetzung ist, von der D. Stalker ganz durchdrungen zu sein scheint, daß ausgerechnet Deutschland und dieses allein der Hauptverbrecher und Urheber des Weltkrieges sei.

*) Hier liegt für uns Deutsche ein schmerzlicher Punkt: intellektuell war unsere Diplomatie nicht auf der Höhe; man denke daran, daß das von uns zu schützende Oesterreich die gefährlichen Schritte übereilte und diplomatisch uns mitriß: ein intellektuelles Manko, das sich bitter rächte; eine Sünde der Schwachheit, nicht aber der Bosheit, die uns teuer zu stehen kam.

Und nun sei es gestattet, in kurzen Zügen zuerst die Stellung des deutschen Volksgewissens zu diesem Krieg zu bezeugen. Für uns deutsche Christen war dieser Krieg ganz und gar ein Verteidigungskrieg, und nichts anderes. Wir wußten und dachten keinen anderen Gedanken. Das gab den beispiellosen Aufschwung in den Tagen des August 1914, der wie ein elektrischer Strom das Volksganze durchflutete, die Volksschichten und Klassen zusammenschweißte, auch persönliche Gegner versöhnte. Und noch Etwas: als am 4. August der Eintritt Englands in den Krieg erfolgte, da zuckte es wie ein tiefer, scharfer Schmerz durch die Seele: Wie ist nur das möglich? Es ging uns zuerst, wie dem Reichskanzler Bethmann Hollweg, der vor dem englischen Gesandten und seiner harten Botschaft zusammenzuckte, nicht im Sinn des Erschreckens, aber der wehen Enttäuschung. Hatten wir doch niemals mit England, dem Brudervolk je die Waffen gekreuzt! Die eine und einzige Erklärung, die den ganzen Horizont unserer politischen Lage umfaßte und umschrieb, war für uns die Tatsache der Einkreisung durch die Entente. Und der dahinterliegende völkerpsychologische Tatbestand war nur zu leicht zu erkennen: Wußten wir nichts von Frankreichs Ruf nach Revanche? Oder nichts von Rußlands panslawistischen Bestrebungen? Was aber nun England betraf, so lag der Blick auf die wachsende Eifersucht des englischen Volkes gegenüber dem ungeahnten Aufblühen des deutschen Handels und unserer unstreitig erfolgreichen Kolonialpolitik zu nahe, als daß wir seine Kriegserklärung nur auf das selbstlose Motiv des Schutzes der belgischen Neutralität hätten zurückführen können. Die englischen Christen, wenn sie in ihrem Lande umhorchen wollen, wissen ja wohl selber ganz gut, was für materielle Interessen dahinterstanden. Also gegen Frankreichs Rachsucht, Rußlands Gier und Englands Neid galt es den Kampf ums Dasein durchzufechten. So empfanden wir. Es ging auf Leben und Tod: sonst wußten wir nichts. Unser „Volksgewissen“ war so rein, als es nur das eines in der Notwehr um Sein und Nichtsein Kämpfenden sein konnte. Wo, frage ich, ist da das Verbrechen, d. h. das Tun wider besseres Wissen und Gewissen? Ob mirs der Gegner glaubt oder nicht — ich bezeuge zunächst nur mit subjektiver Wahrhaftigkeit, wie es um unsere Volksseele stand, die davon nichts wußte, daß sie den Krieg gewollt und herbeigeführt habe.

Aber wenn nun der Gegner erwidert: Das hilft dir nichts; du zeugest von dir selbst, dein Zeugnis ist nicht wahr (Joh. 12, 13): was sollen wir dann antworten?

Vielleicht denkt der Gegner: Ihr Deutsche müßt ein ganz stumpfes, hartgesottenes Gewissen haben, daß ihr euer Verbrechen nicht spüret. Also bleibt nichts übrig, als sich an die objektiven Instanzen, das Tatsachenmaterial der Geschichte zu wenden und zu fragen, ob sie für oder gegen uns sprechen.

Nun kann aber hier davon keine Rede sein, das Urkundenmaterial der Vorkriegszeit und der Entstehungsgeschichte des Weltkriegs zu durchstöbern, das so wie so noch nicht in Durchsichtigkeit und Vollständigkeit vorliegt. Prinzipiell wäre ich mit dem Vorschlag von D. Rade einverstanden (CW Nr. 50), daß (wenn die Zeit hierfür reif ist, nicht vorher!) „die Christen unter den Völkern, alle die guten Willens sind, sich über die Schuldfrage verständigen“. Aber hierfür ist die Stunde noch nicht gekommen. Dagegen gibt es ja anderes geschichtliches Material in genügender Fülle, nicht umstritten und den gebildeten Christen in England auch unmöglich unbekannt, auf Grund dessen die Frage entschieden werden kann, ob das deutsche Volk dieses Hauptverbrechen der Herbeiführung des Kriegs begangen hat oder nicht. Ich möchte an Herrn D. Stalker einige direkte Fragen richten: Kennen Sie die deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte und den Leidensweg, den dieses Volk gegangen ist, bis es seine Einheit und seinen Zusammenschluß fand? Kennen Sie soviel davon, um zu begreifen, daß es eine Lebensfrage für unser Volk bedeutete, durch die allgemeine Dienstpflicht, nicht durch ein bloßes Söldnerheer, seine Grenzen zu schützen und um sein Dasein zu kämpfen? Kennen Sie auch ein wenig den deutschen Volkscharakter, den Typus des Deutschen, wozu vor dem großen Krieg so mannigfache Gelegenheit gegeben war durch Reisen hinüber und herüber, insbesondere auch durch lebhafte persönliche und literarische Berührung und durch die Gemeinschaft hoher Kulturgüter und höchster religiöser, geistiger Interessen? Kann Ihnen dabei verborgen geblieben sein, wie unpolitisch, wie kosmopolitisch der Deutsche denkt, wie aufgeschlossen er ist für das Fremde, wie er nie und nimmer zu viel, sondern nur zu wenig national und völkisch gesinnt ist? Wenn nun Ihnen diese Beobachtungen zu Gebote standen, wie erklären Sie das psychologische Wunder der Metamorphose dieses zahmen, gutmütigen Wesens in ein moralisches Ungeheuer, das gewissenlos den Frieden der Welt bricht und die gesittete Menschheit mit Krieg überfällt, das man darum im Namen der Zivilisation auf Jahrzehnte hinaus durch den Straffrieden von Versailles an die Kette legen muß? Wie lösen Sie dieses Rätsel?

Vielleicht kann ich Ihnen auf die Spur helfen. Nach den Gesetzen der Logik ist nur ein Doppeltes möglich: entweder ist dieses Bild, das man sich heute vom deutschen Volke und seinem Gewissen macht, wahr oder falsch. Nach den Gesetzen der Psychologie ist solch seelische Verwandlung ohne Beispiel, ohne geschichtliche Analogie, innerlich unmöglich. Dann ist also dieses Bild erlogen durch und durch. Was etwa wahr daran sein könnte, ist die Tatsache, daß der unpolitische Deutsche, einmal erwacht, wenn es sich für ihn um Sein und Nichtsein handelte, auch teutonische Kräfte entfaltete, die Jahrelang einer ganzen Welt trotzten, bis Aushungerung und innere Zermürbung durch undeutsche, internationale Fermente sein Mark zerfraßen — dies die Ursache unseres Zusammenbruchs! — Was aber darüber hinausgeht und was man uns vorwirft im Sinne von Kriegswillen und Kriegsschuld, ist ein Lügengespinst, das satanische Kunst um das Wesen des deutschen Volkes gewoben und in der ganzen Welt verbreitet hat. Da, da liegt eine Gewissenlosigkeit und Brunnenvergiftung vor, der das deutsche Volk im ganzen Krieg mit seinen unvermeidlichen Härten und bitteren Notwendigkeiten nichts Aehnliches an die Seite stellen, die es auch nicht mit gleichen Waffen parieren konnte, weil es ihm innerlich unmöglich ist. Die Losung Wright or wrong — my country findet sich im deutschen Sprichwörterschatz nicht vor. Nun traue ich selbstverständlich meinem christlichen Gegner in England nicht zu, daß er widerstandslos sein Urteil aus solcher Quelle bezogen hat, aber die so geschaffene Atmosphäre hat sicher in England wie anderwärts unbewußt und unmerklich auch vielen redlichen Menschen die Klarheit des Urteils erschwert.

Das deutsche Volk mag vor Gott und vor der Welt gefehlt haben, was es will, die Behauptung, daß es den Krieg gewollt habe, ist und bleibt eine Lüge.

Wenn mein von Herzen gekommenes Wort eine gute Statt findet, so kann sich Niemand mehr darüber freuen als ich. Denn an der Verständigung der Christen hüben und drüben liegt mir viel. Wenn nicht, so appelliere ich getrost, nicht nur von der trüben, verwirrten Gegenwart an eine lichtere Zukunft, sondern an den Spruch des Weltenrichters an seinem großen Tage, der alles klar macht.

Eßlingen a. N. Johannes Herzog

Zur inneren Lage des Christentums

Versuch einer Stellungnahme zum religiösen Sozialismus der „Schweizer“

K. Barth und E. Thurneysen, Zur inneren Lage des Christentums. München, Chr. Kaiser 1920. 36 S.

K. Barth, Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke. Ebenda. 31 S. (zitiert mit B).

Franz Overbeck, Christentum und Kultur. Basel, Benno Schwabe 1919. 300 S.

1

Das Erscheinen dieser drei Schriften stellt uns die ungeheure Frage, ob es jetzt möglich ist, die augenblickliche Lage des religiösen Sozialismus zu fassen, oder ob nicht im Gegenteil das, was sich als religiöser Sozialismus aus der Gegenwart herausringt, nur als der Vogel im Fluge, als ein Unbegreifbares, völlig Unbegreifliches und reif werden Wollendes, jedem Versuch einer klaren Erfassung widerstrebt. Wir

wollen den Versuch wagen: diese Schriften wenigstens als Meilenstein in dem Werden des religiösen Sozialismus und damit freilich auch unserer gesamten geistigen Entwicklung zu begreifen. Und wir werden dann sehen, ob der Versuch scheitert und ob damit unsere Frage sich in dem Sinne erledigt, daß man gegenwärtig — dies Wort ganz tief genommen — überhaupt nichts sagen kann.

Um zum Kerne dessen vorzudringen, was in Overbeck, in Barths Aarauer Vortrag (B) und besonders in der empfehlenden Anzeige Overbecks von Barth und der Predigt Thurneysens zur inneren Lage des Christentums gesagt wird, müssen allerdings zunächst einige Aufräumungsarbeiten geleistet werden. Und zwar in doppelter Richtung.

Einmal schält sich unter denen, die dem religiösen Sozialismus irgend verwandt sich fühlen, eine gewisse gleiche Einstellung in verschiedenen Dingen heraus, und die sei zuerst aufgefunden, damit wir nicht unter die Verurteilung Overbecks fallen, daß die Theologie die Probleme absichtlich nicht entscheidet, sondern am Leben erhält und neue züchtet, die Bücher, unter den Posaunenstößen des Erfolgs, sich wie Kaninchen vermehren läßt (S. 240) und also im Grunde eine ungeheure Kraftverschwendung, eine verbrecherische Freude an den Streitfragen als solchen ist.

So viel ich sehe, kann solche Einheit, als Andeutung, schon jetzt in Folgendem gefunden werden.

1. Christentum und Sozialismus sind derart vieldeutige und schwankende Allgemeinbegriffe, daß jeder Versuch, sie als wesensgleich (identisch) oder als mehr oder weniger unvereinbare Gegensätze zu erweisen, in der Wurzel schon verfehlt ist. Beim Christentum kann das Hauptproblem so gestellt werden: Handelt es sich um das geschichtliche, in der Zeit und Welt „wirksame" Christentum, oder handelt es sich um das übergeschichtliche oder auch urgeschichtliche, aus der Ewigkeit in einen zufälligen Zeitpunkt hereinbrechende Urchristentum (den Christus)? Und das Problem des Sozialismus lautet heute so: Ist der empirische Sozialismus, die Parteien oder Programme oder Methoden oder Ideale das Wesentliche davon, oder ist es die Sehnsucht, der Wille, das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit?

Man sieht, es ergeben sich aus diesen einfachen Fragen derart verwickelte Möglichkeiten, daß das gerade Theologie ist, nun diese beiden Größen als fertige Formen mit stets gleichem Inhalt vergleichen, zusammenbiegen oder auseinanderbiegen zu wollen. Damit ist ein großer Teil der gedruckten Flut über das Problem Christentum und Sozialismus (ich nenne nur die Namen Fabricius und Wilcke — aber fast Jeder glaubt sich jetzt dazu äußern zu müssen) als belanglos erkannt. Es kann sich, von Kutterschen Fragestellungen aus, für uns nur mehr darum handeln: In welchem Maße, in welcher Weise ist das Christliche, als Schöpfung einer total neuen und neuen ganzen Welt, zugleich das Sozialistische? In welchem Maße, in welcher Weise ist das Sozialistische, als Leben in der Spannung auf die Verwirklichung des Reiches, da Gerechtigkeit, Friede und Freude wohnt, zugleich das Christliche? (Kutter: Die Sozialdemokraten haben Gott.)

Man sieht also: Es wird hier nicht gesagt, was Christentum und Sozialismus ist, sondern es wird nach seinem Wesen geforscht, darum gerungen, und dann treten eben zugleich wesensverwandte Einzelzüge — oder auch Grundzüge zu Tage, die nicht, wie es die Theologie sonst macht, von jenem Suchen losgetrennt und als fertige vergleichbare Größen „behandelt" werden können. Denn gerade diese Methode ist menschlich-allzumenschlich. Sie beruht auf Zufälligkeiten psychologischer, besonders intellektueller, aber nicht nur intellektueller Einstellung.

2. Auch darüber ist grundsätzliche Einigkeit erzielt, daß das Leibliche, sei es mehr im Sinne Goethes als Gestaltung, sei es mehr im Sinne des Neuen Testamentes als Wesensgestalt (Soma) eine entscheidende Bedeutung hat. Diese ist so stark vordergründlich, daß die Frage, ob das Geistige, Seelische etwa mehr oder weniger Bedeutung habe, ganz verfehlt ist. Beides hat, freilich auf zwei verschiedenen Enden des Seins, gleiche Schwere. Im Begriff der Neuschöpfung, konkret gefaßt der Auferstehung, ist das ausgesprochen. Oetinger und Blumhardt haben hier Pate gestanden. Damit hängt innerlich die Stellung gegen den Pietismus zusammen, der ausschließlich als Gott-und-die-Seele-Christentum angesehen wird (ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht untersucht). Sicher wird die Neuschöpfung nicht einseitig auf das Leibliche beschränkt, aber die Neuschöpfung der Seele (und des Leiblichen) hat nur Sinn und Bedeutung vom Ganzen, vom Reich Gottes aus. Loew hätte also keinesfalls das Zurücktreten des Begriffs der Gotteskindschaft als religiös-soziale Dummheit bezeichnen dürfen. Er zeigt sich darin in gefährlicher Nähe der Theologen, die einfach nach Punkten arbeiten, den einen an den anderen „als notwendige Ergänzung" heranschieben, damit nur rettungslos ihrer diskursiven Intellektualität (das heißt dem nummern- und reihenweiseDenken) verfallen und die Sache des Wesentlichen entleeren. Man frage sich, um das zu verstehen, ob Jesus es fertig gebracht hätte, einem Menschen, der durchaus in der Spannung auf das ganze Reich Gottes lebt, zu sagen: Du darfst aber, zweitens, die Gotteskindschaft nicht vergessen.

Mit diesen Bemerkungen sind, wenn man mich recht versteht, zwei große Gruppen des Denkens, als den religiösen Sozialismus nicht treffend, ausgeschaltet: Jede idealistische Philosophie und die ganze Theologie Ritschlscher Herkunft, die, will sie sich nicht selbst aufgeben, nur nummernweise arbeiten kann und sich damit dem Leben und dem Christus mehr und mehr entfremdet. Also: Los von jeder Theologie der Grundwahrheiten!

3. Es handelt sich also um eine neue Schöpfung, die unserer Kreatürlichkeit und der der sehnenden Natur verwandt und doch auch wieder ganz anders ist. Dabei spielt freilich der Unterschied eine Rolle, ob man sich diese eschatologisch in einem bestimmten Zeitpunkt der „Weltgeschichte", sei das nun das Jahr 35, 1847 oder 1925 (so die Milleniumsleute) oder 3000 verwirklicht denkt; ob man sie, ebenfalls noch eschatologisch, irgendwie einmal in der Zeit vollendet denkt, wobei man sich freilich wie die Schweizer bei der unangenehmen Frage: Wann denn? hinter die platonische Philosophie verschanzt; oder ob man sie, mehr im Sinne Schleiermachers, stetig in der Zeit und doch auch wieder ewig und überzeitlich verwirklicht denkt; oder ob schließlich über diesen drei Möglichkeiten noch eine vierte, die wir vielleicht noch andeuten dürfen, erscheint. Aber gegenüber dem Grundgedanken, daß es sich um eine Neuschöpfung von Gott her, vom Ganzen, vom Wesentlichen her handelt, sind jene Unterschiede unwesentlicher Art. Und wer sie doch aufbauscht, der läuft eben wieder Gefahr als Theologe um Unlebendiges zu kämpfen.

Von Gott her — so sagten wir. Ohne damit irgendwie die Problematik des Gottesbegriffes aufrollen zu müssen, die ja doch nie zu einem Festen, Ontologischen führt. Von da aus kann ich auch Mennicke und Tillich nicht zustimmen, die in den Blättern für religiösen Sozialismus den Gottesbegriff als einen wesentlichen Unterschied zwischen den Schweizern und „uns" bezeichnen. Indem sie von philosophischen Voraussetzungen aus, die anders sind als die Barths, behaupten, der Gottesbegriff „müsse" freibleiben von jeder abstrakten Loslösung Gottes aus dem gesamten Lebensprozeß, indem sie sagen, daß Barth Gottes Manifestation an einem bestimmten Zeitpunkte dieses Prozesses (Jesus) isoliert und alle Autonomie verwirft, kommen sie in Gefahr, ihre „zufällige", wenn auch für sie begründete philosophische Auffassung über die Sache zu stellen, um die es sich eben im religiösen Sozialismus handelt. Und die Strafe folgt darum auf dem Fuße. Nicht nur in den persönlichen Gesprächen mit Barth, sondern auch in seinen, freilich sehr mannigfach orientierten Schriften ist es mir klar geworden, daß er diese Einwände von vornherein in sich aufgenommen hat. Er sagt nämlich, daß das ganze Dasein (also einschließlich des Lebensprozesses) in das Ewige, also Gott, verschlungen werde. Von da aus kann der „Augenblick" Jesus nur als überzeitliche Erscheinung, als Zusammenfassung des gesamten Lebensprozesses gewertet werden. Aber daß überhaupt auch das Nein, das Los-von-Gott, die Spannung erst auf Gott hin (dogmatisch im alten Sinn: die sündige Welt)

gesehen werden muß, ist eben die eine Seite der Antinomie, in die wir als Menschen gekettet sind. Und daran werden auch Mennicke und Tillich, die doch keine flachen Pantheisten sind, nicht vorbeikommen. Und die Heteronomie der Schweizer ist, bei mancher auch mir irreführend erscheinenden Ausdrucksweise, schließlich doch nichts Anderes als das Eingeständnis, daß der Einzelmensch unschöpferisch für die grundsätzlich *und* praktisch neue Gestaltung der Welt ist, sondern daß das eben vom Ganzen, von Gott her, geschehen muß. Und da eben Gott nur der Möglichkeit, aber nicht der Wirklicheit nach Alles in Allem ist, wirft dieser Zustand seine Schatten auch hinein in die Einzelheiten unseres Lebens, die religiösen, moralischen und wie sie alle heißen mögen.

4. So kann man sagen, daß das Gefühl: „Gott kann doch nichts Anderes, auch hinter(?) der Welt Stehendes sein", mag es noch so philosophisch begründet sein, doch gegenüber den Problemen, um die die Schweizer ringen, nicht im Vordergrund stehen darf. Nur von da aus kann man auch innerlich das verstehen, was auf der religiös-sozialen Tagung in Marburg von Herpel als Dogma der Schweizer bezeichnet wurde: daß Gott in der Sozialdemokratie wirke. Es ist wohl von vornherein als Einheitsgut des religiösen Sozialismus erkannt worden, daß eben der politische Sozialismus als tatsächlicher Hinweis auf das kommen Sollende, also, mit allem Vorbehalt ausgesprochen, auf Gott, zu gelten habe. Aber, so lautet die Frage, warum denn die Sozialdemokratie, jene mehr oder weniger internationale, mehr oder weniger das Ganze wollende, mehr oder meist weniger glaubende Verzerrung des sozialistischen Bildes? Zu verstehen ist das nur, wenn zwei Dinge erfüllt sind: wenn einmal die Erkenntnis da ist, daß tatsächlich in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft die größten und entscheidenden Hoffnungen auf eine Neugestaltung des Ganzen beruhen, daß aber — zweitens — sie nur soweit in Betracht kommt, als sie den Sozialismus will und nicht kleinbürgerlich ist. Richtig ist die Ablehnung des „Idealen". als ob nur „der Sozialismus", aber nicht der wirkliche einzelne Sozialdemokrat diesen Hinweis auf das Neue enthielte. Aber freilich, wo der einzelne Sozialdemokrat offenbaren Unglauben hat (man weiß, wie es hier gemeint ist: Unglauben an *seine* Sache), da kommt er eben nur mehr in Betracht, *soweit* er noch vom „Sozialismus" aus lebt und erfüllt ist.

Der Sozialdemokrat ist eschatologisch eingestellt oder er ist nichts. Wenn Overbeck sagt, es sei ein entscheidender Widerspruch zwischen der urchristlichen Eschatologie und der Zukunftsstimmung der Gegenwart, so hat er das nur behauptet, aber nicht bewiesen. Er gerade kann es auch nicht beweisen, weil die „Urgeschichte" für ihn etwas mit der sonstigen Geschichte Unvergleichbares ist. Ich bestreite jedenfalls jenen fundamentalen Unterschied. Der Sozialdemokrat glaubt (wie schon Marx so und so oft) an das *nahe* Ende der alten Welt, oder — er wird bürgerlich und schließt Kompromisse. Der religiöse Sozialist ist freilich stets radikaler als der Sozialdemokrat, oder sagen wir (weniger pharisäisch): anders radikal. Denn er sieht grundsätzlich auf das ganze Neue. Und von da aus ist es gar kein Zweifel, daß der religiöse Sozialist die eschatologische Welt des Urchristentums, des Neuen Testaments, ihrer zeitgeschichtlichen Phantasien mehr oder weniger entkleidet, hineinnehmen *muß* in die Gegenwart, mögen auch Mennicke-Tillich sie ganz aus der Zeitlichkeit in die „ewige" innere Bereitschaft hineinverlegen. Von da aus *muß* Barth, vielleicht etwas unvermittelt, sagen, daß Overbeck von der Parusieerwartung herkommt. Overbeck ist ja für Barth der negative Blumhardt, das heißt der Mann, der die Dinge nicht nur richtig sieht, sondern auch richtig hat, ohne sich freilich *irgendwie* als bewußter Mensch dazu zu bekennen. Das Letztere weiß Barth genau, und es ist daher unverständlich, wie Eberhard Vischer (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1920 Nr. 32) gegen Barth einwenden kann, er übersehe, daß Overbeck für sich persönlich die urchristlich-eschatologische Einstellung ablehne.

Wenn wir nun sagten, daß in den genannten Dingen innerhalb des religiösen Sozialismus Einheit herrsche oder sich anbahne, daß man also noch zu viel Gegensätze aufstelle, die keine wesentlichen sind, so soll damit nicht gemeint sein, daß nun in Vorstehendem der Anfang der neuen religiös-sozialen Dogmatik gezeichnet sei. Aus allertiefster Grundsätzlichkeit ist nochmals zu sagen, daß es sich nur um einen unvollkommenen Versuch handeln kann, den Vogel im Fluge zu fassen. Aber er fliegt weiter! Das heißt: Der religiöse Sozialismus ist und lebt nur im Zusammenhang mit der sich stets wandelnden Wirklichkeit, mit der sozialen Entwicklung und den Gestaltungen des Lebens.

Aber doch kann von jenem Gemeinsamen aus das, was Barth und Thurneysen nun neuerdings zu sagen haben, verstanden und — beurteilt werden.

Solingen-Foche — *Hans Hartmann*

Helene Lange

Als sie an ihrem 70. Geburtstage, umgeben von einer großen Schar führender Frauen aus ganz Deutschland, immer wieder Lob und Dank für ihr Lebenswerk entgegennehmen mußte, wehrte sie schließlich fast ungeduldig ab: „Aber wofür denn?! Ich habe mich doch nie zu etwas gezwungen, ich habe immer nur das getan, was ich mochte und mußte." Schiller sagt einmal irgendwo: „Der Mann wirkt durch sein Tun, die Frau wirkt durch ihr Sein!" Daß hier in dem Leben Helene Langes „Tun" und „Sein" zusammenfällt, und daß damit die höchste Ausgestaltung eines Menschenlebens erreicht ist: das ist der beherrschende Eindruck von ihrem eben herausgegebenen Buch: *Lebenserinnerungen* (Verlag Herbig Berlin, 1921). All ihr Tun — wie umgestaltend es war, wird vielleicht vielen zur Ueberraschung erst aus den Angriffen und Verteidigungen ihrer Gegner in den vergangenen vier Jahrzehnten klar — all ihr Werk ist der unmittelbar notwendige Ausdruck ihres Seins, ihrer starken, ganz wurzelechten, unverbogenen, ihrer selbst in jedem Augenblicke sicheren Persönlichkeit.

Wir sind in unserer Zeit gewöhnt an Konfessionen, Selbstdarstellungen, die das persönliche seelische Erleben sezierend bloßlegen und alle seine Beziehungen und Wirkungen unverhüllt wiedergeben. Ein berühmtes Frauenbuch dieser Art ist weitesten Kreisen bekannt und fesselt immer von neuem durch den Reichtum der Beziehungen, die Fülle menschlichen Erlebens einer empfänglichen, weit geöffneten Frauenseele: die „Memoiren einer Idealistin" von Malvida v. Meysenbug. Helene Langes Buch ist grundsätzlich anderen Charakters. Sie gibt keine Konfession, keine seelische Analyse, keine Selbstenthüllung. Sie verzichtet bewußt darauf, irgend ihr Privatleben der Oeffentlichkeit preiszugeben, irgendwelche im engeren Sinne persönlichen Erlebnisse zu erzählen (abgesehen von der Darstellung ihrer Kindheit und der Entwicklungs- und Reifezeit des jungen Mädchens). Und wenn nun trotzdem dies Buch nicht bloß ein Stück Kulturgeschichte geworden ist — als solches ist es für jeden historisch Interessierten von höchstem Reiz — sondern darüber hinaus eben ein Persönlichkeitsbuch, so hat das seinen Grund darin, daß ihre öffentliche Wirksamkeit nichts ist als die Ausstrahlung ihres „Seins", das durch sie mit bezwingender Kraft hindurchleuchtet.

Es ist hundertfach wiederholt worden, wie unsere Zeit am Intellekt krankt, wie durch die zahllosen Bildungseindrücke, die durch Schule und Buch vermittelt werden, der natürliche Mensch Gefahr läuft, verbogen und abgelenkt, irgendwie abgestempelt und verfälscht zu werden. Wie stark das selbst bei sehr großen natürlichen Begabungen für unmittelbares Erleben der Fall sein kann, bezeugen uns gerade jetzt die „Grübeleien" von Gustav Frenssen, der von der Wirkung der Lateinschule auf sich behaupet, daß er „nachdem die dreizehn Jahre (Schule und Universität) um waren, allmählich, ganz allmählich den Weg zu seiner geistigen Heimat zurückgefunden habe; und erst danach — nach diesem ungeheuren Umweg — in eine volle, ruhige Weiterentwicklung eingetreten sei". *Hier* sehen wir ein Kind sein ganz natürliches, von allen guten Geistern des echten Verstehens für Kinderart und der rechten Freiheit geschütztes Leben leben, in gesundester unverbildeter Menschenumgebung, in freiem, selbstgewähltem Spiel mit Knaben und Mädchen, in selbstgestellten Aufgaben und von innen stammendem Grübeln seiner Entwicklung entgegenreifen. Die Selbsttätigkeit, das eigene Schaffen und Bilden der Phantasie und aller geistigen Kräfte fand hier ohne viel bewußte Methode von Pädagogen vollsten und weitesten Spielraum, und die Verfasserin ist sich — gerade als Pädagogin — bewußt, wieviel Glück und Kraft in solcher freien Entwicklung für sie lag. Als das junge Mädchen dann, elternlos geworden, mit 16 Jahren zum erstenmal in die ganz geistige Atmosphäre eines süddeutschen Pfarrhauses tritt, da ist sie innerlich so gesund und kraftvoll, ihrer selbst und ihrer Kräfte so gewiß, daß sie die übliche Ausschaltung der Frauen, auch der geistig bedeutenden Pfarrfrau, von allen über die Tagesereignisse und das persönliche Erleben hinausgreifenden Gesprächen, die Verschließung aller Bildungsmöglichkeiten für sie als ein bitteres Unrecht und eine Anmaßung empfindet, denen sie sich nicht unterwerfen will. Daß

sie keine Schwärmerin, noch viel weniger ein theoretischer „Blaustrumpf" war, zeigt die Frische und Natürlichkeit, mit der sie sich in dem folgenden Lebensjahr in die ganz aufs Praktische und Irdische eingestellte Arbeitswelt des großen Ziegeleigewesens ihrer Tante einlebt. Dann nimmt sie aber ihr Leben in die eigene Hand, bis zu ihrer Mündigkeit noch gehemmt durch den Willen eines Vormundes, der ihr das Lehrerinnenexamen verbietet: „weil das noch Niemand im Oldenburgerland" gemacht habe. Bewußt arbeitet sie nun auf ein Leben in der geistigen Welt hin, zu dem der Weg ihr als Frau durch unzählige Hindernisse verbaut war, zu dem aber ihre innerste Natur gebieterisch drängte. Und so ist sie Lehrerin geworden — in weit tieferem und umfassenderem Sinne, als je eine vor ihr: Lehrerin einer kleinen Schar Seminaristinnen zuerst, in denen sie den Willen zu eigener Arbeit, zu eigener Auswirkung ihrer persönlichen Kräfte, zu Kritik und Beurteilung der herrschenden Beschränkung des Mädchen- und Frauenlebens entwickelte; Führerin und Lehrmeisterin der Berufsgenossinnen dann, denen sie den Mut und die Kraft zu ihrer besonderen Berufsleistung und zum Kampf um sie einflößte, denen sie in jahrzehntelanger Arbeit immer neu die Waffen schmiedete zur Abwehr unsterblich scheinender Vorurteile, böswilliger Verleumdung, Leben und Energie tötender Nichtachtung der nun einmal die ganze Erziehung beherrschenden männlichen Kollegen. Es ist ein Stück eigenster Lebensleistung, die Erfahrung all der für uns Heutigen fast sagenhaft bornierten und tyrannischen Angriffe gemacht und dennoch sich vor Bitterkeit bewahrt zu haben. So wurzelecht waren ihre Ziele, daß sie mit dem Lächeln des Lebens über all diese krampfhaften Versuche der Unnatur und der Willkür hinweg ihnen zustreben konnte in der Gewißheit, daß eine zarte Wurzel echten Lebens Kraft hat, ganze Felsen darübergelagerter Macht zu sprengen. Und so wurde sie zum Praeceptor Germaniae mulierum, zur unermüdlichen Vorkämpferin auf dem Wege zu einer einheitlichen, organischen, von innen bestimmten Bildung des weiblichen Geschlechts. Die Darstellung dieser Bestrebungen und Kämpfe ist in ruhiger, objektiver Form gegeben; aber immer leuchtet hindurch der starke ethische Wille, der jede Forderung, jede praktische Arbeitsleistung, jeden Angriff und jede Abwehr stempelte. Es handelte sich hier nirgends und niemals um bloße Erringung neuer Rechte, am deutlichsten tritt das hervor in der Begründung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins; sondern jedes Recht wurde erstrebt und schließlich ergriffen als Aufgabe und Verpflichtung gegenüber einer höheren Menschheitskultur. Die Hemmungen, die deren Herausbildung in den bestehenden Zuständen und herrschenden Anschauungen vor allem in Deutschland noch entgegenstehen, sieht sie allerdings sehr klar und hat nie ein Hehl aus dieser Erkenntnis gemacht. Man kann aus der Schärfe der Logik, aus der Fülle des Wissens und der Erfahrung, mit der sie Vergleiche aus anderen Kulturen und Völkern zur Unterstützung ihrer Argumente heranzieht, aus der geistvollen Ueberlegenheit ihres plastischen Humors wohl ermessen, wie unbequem diese Kämpferin den Hütern alten Besitzrechts stets gewesen sein muß. Besonders reizvoll werden diese Kapitel ihres Buches durch die eingestreuten sehr lebendigen Porträtzeichnungen bedeutender Frauen und Männer, mit denen ihr reiches Leben sie zusammenführte, sodaß ein eindrucksvolles Bild des geistigen, liberal-gerichteten Berlin der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts entsteht.

Daß die „Frauenbewegung", diese langsame Befreiung der Frau aus unnatürlichen Schranken und Fesseln, die ihr Sitte und Ordnung der Gesellschaft auferlegten, eine der bedeutsamsten und tiefgreifendsten Wandlungen des modernen Kulturlebens bedeutet, wird die Welt je länger je mehr einsehen. Sie konnte und kann nur so wirken, sofern sie in dem Willen der Frauen zutiefst verwurzelt ist, sofern und soweit sie Lebensäußerung gesunder natürlicher Kräfte, organischen Wachstums ist. Die langjährige Führerin und Trägerin der Bewegung hat deshalb ihre Aufgabe immer zunächst darin gesehen, Willenskräfte freizumachen in den Frauen selbst, sie zum Bewußtsein ihrer eigenen Natur und Art, zur Erkenntnis ihrer besonderen Aufgaben zu führen. Selten ist in einer umwälzenden Bewegung — man vergleiche die politischen Kämpfe — so bewußt und so ernst von Seiten der Führer darauf verzichtet worden, Massenpropaganda nach außen zu treiben, ehe Wille und Kraft bereitet war, alle Verantwortungen des Erfolges zum Segen der Volks- und Kulturgemeinschaft zu übernehmen. Deshalb lag das Hauptgewicht der Lebensarbeit von Helene Lange in der Gestaltung der Bildungsfragen des weiblichen Geschlechts — und wenn jetzt wieder neu aus wirtschaftlichen und anderen Berufsnöten heraus die Oberlehrer an Mädchenschulen die Forderung des weiblichen Einflusses dort bezweifeln und bekämpfen, so muß es ihnen immer wieder entgegengehalten werden: Es handelt sich uns um keine Brot- und Magensache, auch nicht um eine Frage gleichen Rechts (wo sind die weiblichen Lehrkräfte an Knabenschulen?), sondern um Grundlegung der modernen Kultur, um den Anteil, den zu lange entbehrten Anteil des Frauenwesens an der Gestaltung des Gemeinschaftslebens, um die bewußte, klare, ihrer selbst sichere Mitarbeit der Frau an der Menschwerdung unseres Volkes. So mußte die Forderung zunächst sein, die Mädchen nicht ausschließlich unter männlichem Einfluß in der Schule heranbilden zu lassen, unter einem Einfluß, der damals wenigstens gleichbedeutend war mit der Zuweisung der Frau zu den alten beschränkten Lebensbetätigungen und Zielen — „damit sich der Mann am häuslichen Herde nicht langweile", wie die Mädchenschullehrerkonferenz in Weimar 1872 sie formulierte. Immer mehr empfand und durchschaute sie diese als natur- und kulturwidrig.

Frauen können nur durch Frauen erzogen werden: im Großen haben wir die Wahrheit dieses Wortes erkannt in der Wirkung, die eine solche Frauenpersönlichkeit wie Helene Lange auf uns Frauen geübt hat. Darin besteht recht eigentlich ihr Führertum, daß sie in der unbeirrbaren Sicherheit ihres inneren Wesens, in dem ruhigen Vertrauen in ihre Kräfte und Werte sich durch keinen Haß und Lärm der Gegner, durch keine Ungeduld und Aufregung zeitlich bedingter Ueberspanntheiten an der Herausarbeitung des neuen Frauenideals der Betätigung produktiver Mütterlichkeit auf allen Lebensgebieten, seiner Verwirklichung in den Seelen und in der Welt hat irre machen lassen, und daß sie dadurch Unzähligen ihrer Geschlechtsgenossinnen, deren geistiges Wesen, zu früh und zu ausschließlich unter bestimmendem männlichen Einfluß stehend, unsicher oder ohne eigene Zielsetzung war, wieder die starke Direktive gegeben hat, daß sie ihnen über alle falschen und äußerlichen Bildungsideale hinweg wieder zu einem eigenen Ziel verholfen hat. So, im Sinne solchen „erlösenden Führertums" wird auch dies Buch wirken, als eine Darstellung großen, ganz echten, graden und sicheren Menschentums, das sich in den Dienst des Geistes gestellt und im Vertrauen auf den endlichen Sieg des Geistes sein Leben gelebt hat.

Hamburg Emmy Beckmann

Kirchliche Monatschronik

Katholisch Politisches

20. 1. 21

Es ist überaus bezeichnend für die Verständnislosigkeit der deutschen Oeffentlichkeit für Kirchenpolitik, wie unbeachtet die Ernennung des bisherigen Münchener Nuntius Pacelli zum Reichsnuntius in Berlin geblieben ist (DEK 23). Das am 15. Mai veröffentlichte Agrementsgesuch des Kardinalstaatssekretärs hat die Zustimmung der deutschen Regierung gefunden, ohne daß die Zeitungen darüber Leitartikel brachten. Man darf aber doch die vermehrte Gelegenheit der Kurie zu Einmischungen in die Kulturfragen Deutschlands in der Richtung auf einseitig konfessionelle Interessen nicht unterschätzen. Da nun Rom, die Meisterin der Weltpolitik, die rein innerstaatlichen römisch-kirchlichen Fragen nie abgelöst von seinen übernationalen Weltinteressen behandelt, so ist durch diese päpstliche Reichsnunziatur eine Bedrohung der protestantischen Gesamtinteressen unmittelbar gesetzt. Papst Benedikt XV. sieht ja nach einem Ausspruch, den er bei Ablehnung der Einladung zu einem allgemeinen christlichen Kongreß äußerte, im protestantischen Deutschland als der Heimat des protestantischen Irrtums den Antipoden der von ihm vertretenen katholischen Wahrheit. In dieser Richtung dürfte auch die Politik des gewiegten kurialistischen Diplomaten Pacelli sich bewegen. Die Korrespondenz des Evangelischen Bundes verweist mit Recht darauf, daß der evangelische Volksteil, der nun in Verfassungsfragen verstrickt und zur politischen Machtlosigkeit verurteilt ist, zu spät zur Erkenntnis des katholischen Aufmarsches in Deutschland aufwachen wird.

Aber es scheint mir unberechtigt, wenn dieselbe Korrespondenz 25 dem Reichspräsidenten aus seinem sympathischen Empfang des Nuntius einen Vorwurf macht. Wenn der Nuntius in der Errichtung der deutschen Botschaft beim Vatikan und in der Zulassung einer päpstlichen Nunziatur in Berlin die feierliche Anerkennung des wohltätigen und unparteiischen Wirkens des Papstes während des Krieges erkannte, so bin ich zwar ganz einverstanden mit der protestantischen Beanstandung dieser Behauptung, zumal in der vortrefflichen Schrift „Papst, Kurie und Weltkrieg" greifbare Zeichen der Hinneigung des Vatikans zu Frankreich zusammengestellt sind, auch deutsche Katholiken voll Bitterkeit feststellen, daß die Römer „dem Herzen nach Franzosen sind", der Papst auch gelegentlich der Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans und der Alacoque darin eine Vermehrung von Frankreichs Ruhm und Glück erblickte; aber ich bin ebenso davon überzeugt, daß der Reichspräsident, wenn er nun einmal den Reichsnuntius anerkennen und empfangen sollte, nicht anders konnte, als den Dank aussprechen für die bekundete Gesinnung und behauptete Wirksamkeit des Papstes. Natürlich ist der Sinn der neuen Einrichtung, die Stellung der Kirche nach den Wünschen Roms zu regeln und den Einfluß Roms zu steigern. Gewiß ist die Reichsnuntiatur eine politische Einrichtung zu konfessionellen Sonderzwecken. Die doppelte Vertretung Roms in Deutschland und die doppelte Vertretung Deutschlands in Rom belastet das paritätische Verhältnis der Konfessionen in Deutschland. So mag es der deutsche Protestantismus als eine Herausforderung empfinden, derartig gehäufte Vorteile einseitig zu Gunsten einer Konfession geschaffen zu sehn. Ob aber die Basis, auf der die Regierung diese Neueinrichtung getroffen, so wenig objektiv und klug ist, kann bezweifelt werden. Für das Kabinett frägt es sich nur, was unter den inneren Machtverhältnissen zur Befestigung der Reichseinheit dienlich ist. Wer schreibt:

„Vom Staat und seinen politischen Instanzen ist zum Schutz der protestantischen Interessen wenig zu hoffen“, der möge auch sich klar machen, warum das so liegt. So lange der deutsche Protestantismus sich in seiner kirchlichen und kulturellen Vertretung überwiegend der Demokratie widersetzt und als Hort der Restauration betätigt, wofür kürzlich wieder ein bedauerlicher Beweis gegeben ist, von dem späterhin zu reden sein dürfte, darf er sich nicht beschweren, wenn der neue Staat, der für die Stabilität seiner Politik wesentlich auf die Vertretung des politischen Katholizismus angewiesen ist, sich des Fortbestandes seiner Gunst versichert. Nur ein entschlossenes Sichabfinden unsrer evangelischen Kirchen mit dem Volksstaat wird diesen verhindern können, weitere Konzessionen an eine Macht zu machen, welche die Forderung der Stunde, den Anschluß an den neuen Zustand, so richtig erkannt hat und in prinzipieller Anpassung unserm so wenig gefestigten Gemeinwesen immer wieder Dienste leisten kann.

Durchaus notwendig ist aber eine stete Verfolgung der „vatikanischen“ Stimmen. Wenn der Osservatore Romano (DEK 31) sich zweifellos die These der französischen Chauvinisten aneignet: Deutschland sei trotz der Revolution dasselbe geblieben, habe nur den Namen geändert, könne aber jeden Augenblick „den Marsch von neuem aufnehmen“, und dabei unterstreicht, daß „das deutsche Volk das zahlreichste Volk des Westens“ sei, so beweist das gewiß keine innere Neutralität. Und man kann nur zustimmen, wenn gesagt wird: „Wir wissen, daß Millerand die Wiederherstellung der Vertretung Frankreichs beim päpstlichen Stuhl durch Hinweis auf die Rheinfrage durchgesetzt hat. Er sprach davon, daß über das Schicksal der Rheinlande in Rom entschieden werde. Und das Pariser Blatt, das jüngst den unverschämtesten Vorstoß gegen die Reichseinheit gemacht hat, der Eclair, ist eine von Klerikalen vielgelesene Zeitung. Die Kreise, die sich in Paris und am Vatikan in die Hand arbeiten, werden durch die Offenherzigkeit des Osservatore Romano deutlich“ (DEK 31).

In der Neuen Zürcher Zeitung 32 las ich dieser Tage: „Auch die katholische Kirche und ihre Diener haben in Deutschland mit demselben Eifer die nationalen Interessen während des Krieges vertreten, und gewiß ist auch hier von Einzelnen übers Ziel geschossen worden. Aber der evangelischen Kirche werden heute ihre Haltung und die Fehler Einzelner doch in ganz anderm Maße angekreidet im Bewußtsein der Massen, weil sie mit dem alten Staat, seinem System, seinen herrschenden Klassen, seiner Politik ganz anders verflochten war und leider auch aus dieser ihrer Stellung heraus viel mehr im Gegensatz zu der Sozialdemokratie erschien als die katholische Kirche, die selbst lange Zeit in schärfster Opposition zum Staat gestanden war und stets ihre größere Unabhängigkeit auch politisch ihm gegenüber bewahrt hat. Das rächt sich heute an der evangelischen Kirche.“ Beachtet werden muß auch die Aeußerung einer protestantisch-konservativen Schweizerzeitung, des Berner Tageblatts, (DEK 15) über „den Katholizismus als Sieger“, worin der ungeheure Verlust des Protestantismus durch die Niederringung des Hortes des Luthertums zur unendlichen Freude des Katholizismus in der Welt ausgeführt und die nun doch wohl törichte Erwartung ausgesprochen wird, die Rettung des Deutschen Reiches werde höchst wahrscheinlich vom katholischen Süddeutschland ausgehen, und die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß ein katholischer Kaiser den Thron der Hohenzollern einnehmen werde. Jedenfalls ist so viel richtig, daß der Protestantismus realpolitisch betrachtet eine quantité negligeable geworden ist.

Ueberraschend ist, daß der verfehmte Erzberger, parlamentarisch ausgeschaltet, nun wieder kirchenpolitisch hervortritt (DEK 2, CW 48). In einer vielbeachteten Rede an Geistliche, worin er sein Verdienst um die katholische Kirche auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung in Erinnerung brachte, zeigt er sich unterrichtet über den Inhalt eines „in Bälde zu Stande kommenden“ Reichskonkordats zwischen Deutschland und dem Vatikan. Die Domkapitel werden die Liste der Bischofskandidaten nicht mehr bei den Staatsbehörden, nur noch in Rom einreichen; es dürfen aber nur Reichsdeutsche Bischöfe werden; die Ernennung der Domkapitulare soll durch Bischof und Domkapitel, vielleicht aber auch zu einem Drittel durch Rom erfolgen. Entgegen „in Deutschland stark arbeitenden Kreisen, die die kirchenpolitische Neuregelung dazu benutzen wollen, um die Seminarbildung des Klerus für alle deutschen Diözesen vorzuschreiben“, erhofft Erzberger die Erhaltung der theologischen Fakultäten, deren Besetzung „im Einvernehmen mit dem Bischof“ zu erfolgen habe. Die finanziellen Verhältnisse werden im Konkordat nicht geregelt. Quelle der meisten kirchlichen Rechtsansprüche sei die Säkularisation von 1805—9, die Abfindungssumme für das katholische Kirchengut allein in Württemberg müsse 3 Milliarden Mark betragen. Im Uebrigen trat er — bereits ist ja der Schlüssel von 2 : 3 auf 3 : 4 erhöht — für Gleichstellung der evangelischen und katholischen Geistlichen ein und zeigte, daß durch die Reichsverfassung alles das erreicht wurde, was das Zentrum durch seinen Toleranzantrag immer angestrebt hat.

Um nun unser konfessionelles Selbstbewußtsein gegenüber diesen Fortschritten Roms nicht ganz erstarren zu lassen, darf man sich doch einige bescheidene Daten vergegenwärtigen. So erreichte eine nach der bereits auf 1 Milliarde Mark angewachsenen Quäkerspende ausgeschriebene Papstspende für die notleidenden Kinder in Mitteleuropa (DEK 1) nicht, wie zuerst gemeldet 167, sondern nur 16,7 Millionen Lire (für die deutschen Kinder allein 4,1), begegnete aber in Belgien und Frankreich, besonders bei Kardinal Amiette von Paris, erfolgreichem Widerspruch, wobei der grimmigste Deutschenhaß zum ungestraften Ausdruck kam. Wie viel in Frankreich und in Deutschland geopfert ward, erfahren wir nicht. Auch das katholische Sicherheitsgefühl gegenüber der Austrittsbewegung erlitt einen Stoß durch die Aufstellung des Berliner Polizeipräsidiums, wonach der katholische Prozentsatz, nach Bevölkerungsanteil in Berlin berechnet, 1919 nicht nur den der Austritte aus der evangelischen Kirche erreichte, sondern ihn noch übertraf (DEK 2). Auch die viel gehörte Behauptung, das Zentrum sei „die Partei der Katholiken“ schlechthin, läßt sich angesichts des amtlichen Wahlergebnisses vom Juni (DEK 23) nicht aufrecht erhalten: denn danach hat das Zentrum mit der Bayrischen Volkspartei nur wenig mehr als die Hälfte der katholischen Wahlberechtigten auf sich vereinigt; weit über 3 Millionen haben anderen Parteien, wohl hauptsächlich den Sozialisten, ihre Stimme gegeben. Immerhin sollten wir den Zentrumsturm nicht gering schätzen. Wenn nun aber angesichts der preußischen Landtagswahlen die große Zentrumspresse und obenan in der Germania der hiefür angestellte Generalsekretär Timmermann (DEK 2) den exklusiv katholischen Charakter des Zentrums leugnen und gläubige Evangelische zum Eintritt einladen, so finden sie in der Schlesischen Volkszeitung — allerdings auf Grund anderer Parteiaussichten — eine scharfe Abfertigung: die gläubigen Evangelischen freuten sich stets über die Schädigung katholischer Interessen und versagten, so oft es für katholische Interessen einzutreten gelte. Sollte diesmal wirklich wieder eine Wahlhilfe seitens Geistesverwandter von Dunkmann und Hecker erfolgen?

Uns kann vor den Uebergriffen und Anmaßungen des Zentrums nur die Erweckung der Mehrheitssozialdemokratie zum kirchenpolitischen Verständnis und zum Bewußtsein der protestantischen Kulturgemeinschaft retten. So allein kann auch den Störungen des konfessionellen Friedens auf dem Gebiete der Mischehenfrage gewehrt werden. Nach dem seit Pfingsten 1918 geltenden neuen katholischen Gesetzbuch sind eine Reihe Milderungen, die Rom an seiner allgemeinen Praxis für Deutschland zugestanden, aufgehoben und nur die schärferen gemeinkirchlichen Bestimmungen maßgebend. Danach soll der öffentlich kundgegebene Ehewille christlicher Brautleute null und nichtig sein, wenn er vor einem evangelischen Geistlichen kundgegeben wird. Neben der das evangelische Christentum so beleidigenden katholischen Wiedertaufe besteht somit jetzt von Kirchenrechts wegen die nicht minder kränkende Wiedertrauung. Die schimpfliche Gleichstellung der evangelisch eingesegneten Mischehen mit unchristlichen, wilden Ehen und die Bezeichnung ihrer Kinder als unehelich in den Augen aller Katholiken ist folgerichtiger Ausdruck der neuen kirchlichen Rechtsbestimmungen. Kein Wunder, daß (DEK 23) eine Entschließung der Rheinischen Provinzialsynode an die evangelischen Mitglieder des Reichstags darin „eine offene Kampfansage an die evangelische Kirche, eine gewollte Störung des konfessionellen Friedens und der völkischen Gemeinbürgschaft“ erblickt und um nachdrücklichen Schutz des Friedens durch Parlament und Regierung bittet. Auch die hannoversche Landessynode ermahnt das evangelische Kirchenvolk zur Standhaftigkeit gegenüber dem Druck der römischen Kirche durch Gewissenszwang, Drohung und Entehrung. Bisher sind alle solche Proteste wirkungslos geblieben. Die Bestimmungen werden rücksichtslos durchgeführt. Man kann sich als alter Diasporapfarrer den Gewissensdruck an Sterbebetten, die ewige Störung friedlichen Zusammenlebens der Konfessionen vorstellen. Aber am bedenklichsten ist die starre, engherzige Rechtfertigung dieses Vorgehens Roms durch die katholische Presse, die solche Aufhebung des konfessionellen Friedens mit rein dogmatischen Gründen begründet. Mit Recht wird dem deutschen katholischen Klerus (DEK 25) das Vorbild des ungarischen Klerus vorgehalten, der dem Papst die Bitte vorgetragen hat, den früheren kirchenrechtlichen Zustand für Mischehen wiederherzustellen um des konfessionellen Friedens willen. Statt dessen hat sich bei uns kürzlich ein Kebu, ein „Katholiken-Ehebund“, gebildet, der ein höchst praktisch aufgezogenes Heiratsvermittlungsinstitut ist, um den starken Verlusten des Katholizismus in den Mischehen entgegenzuwirken (DEK 2).

Nicht weniger bedenklich ist die fortgesetzte Störung des konfessionellen Friedens durch die strikteste Durchführung der konfessionellen Trennung der Schüler, wodurch dem Einheitsschulgedanken der Nerv getötet wird. So hat (CW 2) der katholische Episkopat Deutschlands an Reichsregierung und Reichstag eine Eingabe gerichtet, welche die Sicherstellung der konfessionellen Schule verlangt, natürlich mit Einschluß der Lehrerbildung, und sogar die Entfernung der den Religionsunterricht weigernden Lehrer fordert. Es steht zu hoffen, daß die Mehrheitssozialdemokratie dieser völligen Umkehrung des Prinzips der modernen Schule endlich ein Principiis obsta entgegensetzen wird. Wir dürfen uns freilich als Protestanten kaum über die katholische Engherzigkeit beklagen, da unsere Konfessionsgenossen mit den katholischen um den Lorbeer streiten. So heißt es in dem Aufrufe eines Verbandes „christusgläubiger“ Schulvereine, der den streng bekenntnismäßigen, „christusgläubigen“ Religionsunterricht erstrebt: „Nicht das ist jetzt die höchste Gefahr, daß die Schule den Religionsunterricht

nicht mehr erteilen soll, sondern, daß sie ihn wieder erteilen soll, sogar die »Konfessionsschule«, aber nur mit dem ganzen Elend einer mit dem biblischen Glauben zerfallenen Lehrerschaft."*) Wenn so auf protestantischer Seite planmäßig das Vertrauen in den Religionsunterricht der Schule zerstört und Hunderten, die heute mit Lust und Liebe Religionsunterricht erteilen, ein Weiterwirken unmöglich gemacht werden will, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn römischerseits gegen die Simultanschule mit Berserkerwut vorgegangen wird.

Es scheint fast, als ob ein gegen den Protestantismus gerichteter Kulturkampf herbeigeführt werden sollte. Wir kennen ja die unablässigen Forderungen der „Parität", gegen die sich Haenisch mit immer wiederholten Erklärungen wehren muß. Besonders peinlich wirkt die Inanspruchnahme des einzigen bisher unter evangelischer Leitung stehenden humanistischen Gymnasiums in Köln (DEK 1) für einen katholischen Direktor — im Namen der Parität. Wenn für die 80 000 prozentual mehr höhere Schulen besuchenden Protestanten nicht einmal ein Gymnasium unter protestantischer Leitung reserviert werden kann, dann muß man allerdings den Kölnischen Glaubensgenossen, denen die ihnen einst als Garnisonkirche überlassene St. Pantaleonskirche wieder entzogen werden und das evangelische Krankenhaus verloren gehen soll, das Recht zusprechen, sich schwer bedroht zu fühlen. „So stößt man", ruft die DEK 2 aus, „die zuverlässigsten, treuesten Bevölkerungsschichten vor den Kopf in einer Zeit und Lage, wo man in Ansehung der ganzen Entwickelung im linksrheinischen Gebiet wirklich Besseres tun sollte". Wenn aber versichert wird, daß die Evangelischen ihre der Separationsbewegung der Kastert und Genossen gegenüber bewährte deutsche und preußische Staatsgesinnung nicht revidieren werden, so mag eben darin die Antwort liegen auf die empörte Frage: „Was sind das für Grundsätze im preußischen Kultusministerium, die solchen Bevölkerungsteilen gegenüber zu offensichtlicher Ungerechtigkeit bereit sind, nach der anderen Seite aber lediglich Nachgiebigkeit kennen?" Man ahnt eben gar nicht den Druck von Seiten des Zentrums, unter dem diese Koalitionsregierung steht.

Kiel Otto Baumgarten

Verschiedenes

Der Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst. Von H. Achelis, o. Prof. an der Universität Leipzig. Leipzig, Quelle und Meyer 1919. 47 Seiten. 2 Mk.

Achelis zeichnet in seiner Leipziger Antrittsvorlesung, die hier gedruckt vorliegt, den Entwicklungsgang — nicht „der altchristlichen Kunst", sondern — des altchristlichen Bilderkreises mit der Sachkenntnis, die langjährige gründliche Beschäftigung mit dem Gegenstande ihm erworben hat. Muß ich auch die aus der Kirchengeschichte schlechtweg auf die altchristliche Kunst übertragene Form der Periodisierung, die die Grenzscheide der beiden Entwicklungsabschnitte in die Zeit Konstantins statt an den Ausgang des 4. Jahrhunderts legt, ablehnen und auch in gewissen Einzelheiten anders urteilen, so ist doch der vorgelegte Ueberblick vortrefflich geeignet, in den für die Kenntnis des altchristlichen Geisteslebens ungemein bedeutsamen Stoff einzuführen und ein Gesamtbild seiner äußeren und inneren Entwicklung und der sie beherrschenden Gesetze zu vermitteln. Für einiges Nähere verweise ich auf meine eingehendere Besprechung in der Theologischen Literatur-Zeitung 1920 Nr. 21/22.

Georg Stuhlfauth.

Weihnachten in Japan und China. Flugschrift des AEPMV Berlin W 57, Pallasstr. 8 9. 20 S. 50 Pfg., in Partien billiger.

Vortreffliche Schilderungen der Weinachtsfeier in der japanischen Sonntagsschule, der chinesischen Mädchenschule und dem Faberhospital in Tsingtau, dazu eine reizende kleine Erzählung von den Schicksalen eines japanischen Tannenbäumchens. Ausgezeichnet für Kindergottesdienste.

Stier

Zwischen Wellen und Steinen. Novellen von A. H. von Eckhel. Breslau, Bergstadt-Verlag. 197 S. 9, geb. 15 Mk.

Zwischen den Wellen und Steinen Dalmatiens, ihres Heimatlandes, findet die Verfasserin ihre Stoffe, eine glänzende Erzählerin voller Reize der Landschaftschilderung und Handlungsführung, — fast eine Dichterin, wenn nicht ihre Menschen doch mehr von außen gesehen als von innen geschaut wären.

Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Zu dem obigen Artikel von Johannes Herzog kommt folgende Wolffsche Meldung eben gelegen: „In den Mitteilungen der Deutschen Liga für den Völkerbund begrüßt es Graf Montgelas, daß Kautsky in seiner Schrift „Delbrück und Wilhelm II." nunmehr zugestehe, daß er der deutschen Regierung früher Unrecht getan habe, und daß er nach Einsicht der Akten seine frühere Ansicht nicht aufrechterhalten könne: Deutschland habe nicht planmäßig auf den Weltkrieg hingearbeitet und ihn schließlich zu vermeiden gesucht."

Die Kirchlichen Blätter aus der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen (Hermannstadt, Verlag Jos Drotleff) enthalten in ihrer Nr. 2 ein packendes Stück von landes- und volkskirchlichem Interesse: „Erlaß eines Dechanten an eine Gemeinde, die die Landeskirchensteuer abgelehnt hat".

„Eine Einführung in das kirchenpolitische Leben der Gegenwart", die ihrem Zwecke sehr wohl entspricht, hat Pfarrer Wilhelm Schubring von der Marienkirche in Berlin gegeben unter dem Titel: Kirchenpolitisches Abc. (SW 11 Huttenverlag. 35 S. 4,50 Mk.) Wenn nur der Verfasser darin Recht hätte, daß er schreibt: „Unser Volk sehnt sich danach, selbst an der Leitung der Kirche beteiligt zu sein." Kein Zweifel, daß es sogenannte Laien gibt, die sich ihres Priestertums erinnern und es ausüben möchten, auch den Klagen und Anklagen wider die Pastorenkirche lebhaft zustimmen. Aber das Kirchenvolk als Ganzes ist überaus träge zum neuen Wesen, und der Begriff von Volkskirche, den Schubring vorträgt (S. 8): „daß das Wort nicht nur die Zugehörigkeit des ganzen Volkes, sondern die Leitung der Kirche durch das Volk bezeichnet" — muß erst noch seinen Eroberungsfeldzug unternehmen. Vom „Volkskirchenbund" redet das Büchlein nicht. Darum weil er nicht kirchenpolitisch orientiert ist? Weil er nicht genug bedeutet? zu sehr nur örtlich gearbeitet hat? von den Parteien zerrieben wird? In der Kirchengeschichte von 1918 f. wird die Bewegung doch ihre Ehre behalten, und man hätte schon wünschen mögen, daß sie auf den Neubau Einfluß übte. Im übrigen ist diese Einführung von großer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit; man kann sie nur warm empfehlen.

Ich bin in Berlin nicht dazu gekommen, das Kunst- und Vergnügungsleben nur irgend zu beobachten. Teils fehlte die Zeit, teils das Geld. Denn die höheren Genüsse (ich hätte so gern einmal eine Premiere mit erlebt: das erste Sichdurchsetzen oder Abgelehntwerden eines Bühnenstücks) sind für unsereinen unerschwinglich. Beinah hätte ich es durchgesetzt, wenigstens einmal — einen Ringkampf zu sehn! Denn ich kann mir von dieser Scheußlichkeit und ihrem Publikum keine Vorstellung machen. Ich denke mir die spanischen Stierkämpfe, über die wir erhaben sind, anmutig dagegen. Aber ich durfte mir kein Urteil bilden. Der Abend, auf den ich aufmerksam wurde, war Tage vorher umstürmt. In der „B3 am Mittag" las ich dann darüber Langes und Breites. „Breitensträter geschlagen. . . . Der Neger war unserem Mann im Können, das muß nun doch offen gesagt werden — um ganze Klassen überlegen. Immerhin bewies Breitensträter eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegenüber den harten Schlägen des Negers, zeigte auch einen gewissen Gewinn an ringcraft, geschickte Clinch-Taktik, die ihm ermöglichte, die volle Rundenzahl gegen den Neger zu stehen. Battling Siki eröffnete den Kampf gleich zu Beginn in ungestümem Tempo, schlägt sehr hart und trifft genau, weiß schnell an den Körper des Deutschen zu kommen und kann hier wirksame Arbeit verrichten. Breitensträter, so schnell er auch ist, erscheint langsam gegenüber dem geschickten Schwarzen, der aus jeder Stellung schlägt, Breitensträters »Eins-zwei-Arbeit« oben geschickt pariert, dagegen mit schnellen Schwingern und Haken sehr bald bei Breitensträter Blut erzielt. Von guter Wirkung waren die Uppercuts des Negers, und in der sechsten Runde sah es um Breitensträter wenig günstig aus. Stark aus Mund und Nase blutend und sichtlich erschüttert rettete er sich in die Pause, und auch in den späteren Runden war es meist der Neger, der die wirksameren Schläge anbrachte. Nachdem das Tempo zu Beginn des letzten Drittels etwas nachgelassen hatte, forzierte der Neger den Kampf bis zum Schluß in jeder Runde, konnte aber den sich geschickt um die gefährlichen Momente rettenden Deutschen nicht ein einziges Mal niederbringen, so sehr er auch darauf hinarbeitete. Das bessere Können des Negers entschied den Kampf, aber doch hat Breitensträter bewiesen, daß nur ein sehr guter Mann ihn entscheidend schlagen kann." So geht es höchst sach- und kunstverständig fast eine ganze Spalte lang, und jeden neuen Tag wieder in der B3. Ob unsereiner das überhaupt aushielte!? Und wenn nicht — wer da nun hineingeht und die richtige Schätzung hat für diese Kulturblüte, die, gewiß international, offenbar doch in unser Volk hinein tief Wurzel geschlagen hat?

Zu dem Rundgang, den heute plötzlich ein gar nicht mehr junges Opus von Schnitzler über die deutschen Bühnen antritt, schreibt „im Sprechsaal eines Leipziger Blattes" der Philosoph Johannes Volkelt: „Als ich vor etwa zwanzig Jahren Schnitzlers »Reigen« las, hielt ich es für ausgeschlossen, daß ein Theaterleiter eine Anführung dieser Szenen wagen würde. Ich sagte mir: eine Schamlosigkeit, die den Unzuchtsakt zehnmal zu nahezu handgreiflicher Gegenwart auf die Bühne bringt, sei keinem Theaterleiter zuzutrauen. Heute ist — dank den Bemühungen zahlloser Bühnendichter und Bühnenleiter um Ausmerzung des Schamgefühls — die Abstumpfung des sittlichen Empfindens und zugleich die Verrohung des künstlerischen Geschmacks so weit gediehen, daß ein Theater den traurigen Mut hat, sich am Tage seiner Eröffnung durch Schnitzlers pornographische Skizzen die Weihe zu geben. Ich frage: Ist es wirklich ein veralteter Standpunkt, wenn erwartet wird, daß sich der Theaterleiter die ungeheure Verantwortung vor Augen halte, die er der Volksseele gegenüber trägt? Es ist ein geradezu grauenhafter Gedanke, daß die nichtswürdige Unzuchts-Feinschmeckerei, aus der Schnitzlers Stück hervorgegangen ist, Abend für Abend in Phantasie und Fühlen zahlloser Zuhörer hinüberströmt. Wenn Nietzsche von »Umwertung der sittlichen Werte« redet, so meint er damit Umwertung nach oben hin: Umwertung im Sinne tapferer Selbstüberwindung, immer steilerer Aufgaben, immer härterer Selbstzucht. In unseren Tagen bedeutet »Umwertung« meistens Umwertung nach unten hin: nach der Richtung des Tierischen; und nicht einmal des Gesund-, sondern des Erkrankt-Tierischen. Ein Theater, das seine Vorstellung mit Schnitzlers »Reigen« beginnt, stellt sich hiermit programmatisch in den Dienst der Umwertung der sittlichen Werte in dem schlechtesten Sinne. R

*) Vgl. den Aufruf im Anzeigenteil.

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Aufruf

Große positive Schul- und Lehrervereine haben sich zu einem Verband „christusgläubiger“ Schulvereine zusammengeschlossen. Mit zäher Energie, gestützt auf eine glänzende Organisation, erstreben sie den streng bekenntnismäßigen „bibelgläubigen“ Religionsunterricht. „Nicht das ist jetzt die höchste Gefahr“, heißt es in einem ihrer Aufrufe, „daß die Schule den Religionsunterricht nicht mehr erteilen soll, sondern daß sie ihn wieder erteilen soll, sogar die »Konfessionsschule«, aber nun mit dem ganzen Elend einer mit dem biblischen Glauben zerfallenden Lehrerschaft.“ Planmäßig sucht man das Vertrauen in den Religionsunterricht der Schule zu zerstören und Hunderten, die heute mit Lust und Liebe Religionsunterricht erteilen, ein Weiterwirken unmöglich zu machen.

Angesichts dieser Gefahr haben sich der „Bund für Reform des Religionsunterrichts“ und der „Verein für religiöse Erziehung“ zu einem Bund für Religionsunterricht und religiöse Erziehung zusammengeschlossen. Es gilt die Verteidigung unseres auf religionsgeschichtlicher und religionspsychologischer Grundlage erteilten Religionsunterrichts! Wie wir scharf gegen den reinen Moralunterricht oder eine kühl neutrale religionskundliche Unterweisung uns wenden, so lehnen wir auch jeden Glaubens- und Bekenntniszwang im Unterricht ab, sowie jedes Hineinzwängen der Kinderseelen in Glaubensformen, die in weiten Kreisen der evangelischen Christenheit nicht mehr lebendig sind. Wir treten für einen freien, aber frommen christlichen Religionsunterricht ein

Alle Gleichgesinnten, Einzelpersonen wie Vereine, rufen wir zum Anschluß an unsern Bund auf! Nur ein feste, starke Organisation, wie sie die Rechte nun besitzt, kann sich bei den bevorstehenden schwerwiegenden Entscheidungen Gehör und Einfluß sichern. Es gilt die Verteidigung unserer religionspädagogischen Errungenschaften, es gilt, da die Jugend der Träger künftigen Glaubenslebens ist, die Zukunft des christlichen Liberalismus!

Schnelle Sammlung Aller tut not! Wir erheben einen Jahresbeitrag von 5 Mk., für Vereine nach Uebereinkunft. Unser Bundesorgan sind die „Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht“. Anmeldungen auch aus Elternkreisen nehmen entgegen: der Vorsitzende, Herr Professor D. Niebergall, Heidelberg i. Baden, Herr Direktor Heinrich Spanuth, Hameln (Weser), Grütterstr. 5, und Lic. Carola Barth, Frankfurt a. M., Niedenau 52. Religionslehrer und Pfarrer, die in einem engeren Arbeitsausschuß mitarbeiten wollen, werden gebeten, sich bei der Geschäftsstelle des Bundes, Frankfurt a. M., Niedenau 52, zu melden.

Der Vorstand des Bundes für Reform des Religionsunterrichts

Der Vorstand des Vereins für religiöse Erziehung

Welcher **Pfarrer** übenimmt angenehme **wissenschaftliche Nebenbeschäftigung?** Offerten unter SK an den Verlag der Christlichen Welt.

EMS

Emser Pastillen

gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.

Warnung vor Nachahmungen.

DIE TEURUNG

nötigt jedermann, der mit beschränkten Mitteln auskommen muß, zu wohlüberlegter Sparsamkeit. Auch in der Bestellung von **Drucksachen!** Unser Setzmaschinenbetrieb mit der schönen, schmalen und klaren Frakturschrift der C. W. ermöglicht **Ersparnisse** in den Kosten, freilich nur bei deutlichem, sorgfältig durchgearbeitetem Manuskript. Gewähr für einwandfreie Hauskorrektur.

Druckerei BAUER, Marburg

Im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in Friedrichroda finden vom 1. April d. J. an zwei bis drei gebildete junge Mädchen Aufnahme zur gründlichen Erlernung des Haushalts. Pensionspreis monatlich 350 Mk.

Anfragen erbittet die Hausmutter Fräulein **Arents, Friedrichroda** i. Thür. Schreibersweg 6.

Schloß Elgersburg

Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

Bei uns erschienen:

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war

80.—85. Tausend

Pappband. 3 Mk. mit 40 % Teuerungszuschlag

Neu!

Dasselbe mit Scherenschnitten von

Tilla Ebhardt

Geschenkband in sehr schöner Ausstattung 22.50 Mark

Man verlange **Günther-Ebhardt** im Unterschied zu dem kleinen Büchlein, das nach wie vor zu haben ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt Marburg a. d. Lahn

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6

bietet auch im Winter mit seinen heizbaren Zimmern und guter Verpflegung einen behaglichen Ruhe- und Erholungsaufenthalt. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen des freien Christentums. **Festpredigten:** Advent. Weihnachten. Passion. Karfreitag. Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Trinitatis. Erntedankfest. Reformationsfest. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Heuß. Mission. Weihe- und Jahresfeste. Kriegspredigten.
Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandachten. Konfirmation. Traureden. Taufreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.) Einzeln je M. 2,40; geb. M. 4.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 40.— (statt 52,80); geb. nur 66.— (statt 88.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch: Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9.
Schicket euch in die Zeit. **Predigten zur Zeitenwende. 25 Beiträge u. A.:** Von Bauer, v. Broecker, Cordes, v. Dryander, Fikenscher, W. Kaehler, D. Kirmß, D. Kremers, Lichtenstein, Rolffs und D. Stolte herausg. von **Herm. Josephson.** (M. 8.—.) Ortsübliche Zuschläge!

Die Hilfe

Zeitschrift f. Politik, Literatur u. Kunst

Begründer: D. Friedrich Naumann.

Schriftleiter Wilhelm Heile u. Dr Gertrud Bäumer.
Fast 25 Jahre von Naumann geleitet, in seinem Geiste von seinen alten Mitarbeitern fortgeführt!
Das nationale und soziale Blatt der Demokratie!

Probeheft kostenfrei.

Vierteljahrespreis 10 M.

Verlag der „Hilfe“, Berlin NW. 40.